

Elazar Benyoetz

Auch Kürze hat ihre Maßlosigkeit

Eine Lesung



Friedemann Spicker, Jürgen Wilbert

Deutschsprachige jüdische Aphoristik

Ein Überblick im Dialog

Mit Miniaturen von Metavel

Brockmeyer Verlag

Die Lesung von Elazar Benyoëtz am 11. 3. 2015 – mit einem Musikprogramm der Ufermann-Formation – und der literarisch-musikalische Vortragsabend im Dialog von Friedemann Spicker und Jürgen Wilbert über „Jüdische Aphoristiker“ am 25. 2. 2015 – mit Kompositionen des Jazzpianisten Sebastian Gahler –: beide Veranstaltungen fanden in der Stadtbücherei Hilden im Rahmen der Jüdischen Kulturtage statt. Diese wurden in der Zeit vom 22. 2. - 22. 3. 2015 unter dem Leitthema „angekommen – jüdisches (er)leben“ im Rheinland durchgeführt.

An diesem Kulturprojekt haben sich 15 Kommunen und ein Landkreis beteiligt, Kooperationspartner waren der Landesverband der Jüdischen Gemeinden, der Landschaftsverband Rheinland und das NRW-Kultursekretariat Wuppertal. Das Deutsche Aphorismus-Archiv dankt der Stadt Hilden, namentlich Frau Doerr, der Leiterin des Kulturamtes, und Frau Büchel, der Leiterin der Stadtbücherei, dass sie der Anregung gefolgt sind, diese beiden Veranstaltungen zur Literaturgattung Aphoristik in ihr Programm für die Jüdischen Kulturtage aufzunehmen. Diese Publikation möchte die Projektergebnisse auch einem breiteren Publikumskreis zugänglich machen.



Hilden

Eine Veröffentlichung des Deutschen Aphorismus-Archivs
Herausgegeben von Friedemann Spicker

Satz und DRUCK Klever GmbH, Bergisch-Gladbach

VERLAG Universitätsverlag Dr. Norbert Brockmeyer

Tel. 0234-9791600 • Fax 0234-9791601 • info@brockmeyer-verlag.de • www.brockmeyer-verlag.de

ISBN 978-3-8196-0999-2

1. Auflage 2015

Alle Rechte vorbehalten

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter www.d-nb.de abrufbar.

Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Herausgebers/Gestalters unzulässig und bedarf der schriftlichen Zustimmung. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung und die Einspeicherung in elektronischen Systemen.

Inhalt

Elazar Benyoëtz

Auch Kürze hat ihre Maßlosigkeit

Eine Lesung 5

Friedemann Spicker, Jürgen Wilbert

Deutschsprachige jüdische Aphoristik

Ein Überblick im Dialog 71

Literatur 99

Die Autoren; die Künstlerin 101

Namenregister 103

Elazar Benyoetz

Auch Kürze hat ihre Maßlosigkeit

Eine Lesung



Vorwort Unterwegs

So lange man glaubt,
mit einem Problem fertig werden zu müssen,
ist Erledigtes nicht denkbar

Das ist ein Grundproblem der Philosophie, weil man auf philosophischem Wege auch mit dem Erledigten nicht fertig wird.

Mehr als andere schriftlich festgelegte Formen eignet sich der Aphorismus dazu, mit Erledigtem fertig zu werden.

Nicht, dass er das Problem löste, doch er vermag es auf die sichtbare Spitze zu treiben oder ihm die Spitze zu nehmen. Es sieht dann wie erledigt aus und klingt nur wie ein knapper Seufzer.

In einem Leben, das sein Ende nehmen muss, kann nichts erledigt werden

Auf meine Achtzig zugehend, musste ich feststellen, dass alles, was ich festgestellt zu haben glaubte, hinfällig geworden ist. Geworden?

Ist es nicht so, dass Hinfälligkeit das Feststellen erzwingt?

Weil wir hinfällig sind, müssen wir feststellen; und was wir in allem feststellen, ist Hinfälligkeit

Gehört dies nun zum Thema Aphorismus?

Ist Aphoristik ein Thema, eine literarische, für sich bestehende Gattung, eine Geistesart? Kommt sie in Betracht, ist sie Trachtgut oder Schmuckwort für Momente?

So viele Fragen beschäftigten mich ein Leben lang, soll es am Ende die Aphoristik gewesen sein, die mich beschäftigte?

Wieso, warum, wozu? Wollte ich denn Aphoristiker werden und nicht Dichter sein?

„Aphoristiker werden, um ein Leben lang Dichter bleiben zu können“, war die ferne Antwort, die ich nur nach und nach vernehmen konnte: ein Dichter auseinanderlaufender Zeilen

Mit Achtzig neigt man eher zum Plaudersack als zum Aphorismus, man will lieber von sich oder aus seinem Leben erzählen, um wenigstens im Rückblick etwas davon genossen zu haben. Diese Neigung hatte ich in mir gespürt und war bereit, ihr nachzugeben. Da überraschte mich die Vermutung, ich wäre mein Leben lang mit Fragen der Aphoristik beschäftigt, es wäre also wiederum ein Versuch, mit Erledigtem fertig zu werden

Ich besinne mich,
will mich gern ausdrücken,
raffe mein ABC,
da kommen schon die Gedanken einher,
in Sprache verpackt,
mit Wortschleifen verschnürt,
versandfertig,
ich könnte sie gerade aufgeben –
ich gebe sie auf

*Der gute,
klangweilige Ton*

Jeder denkt sich sein Teil,
so wird es kleiner

Auf Motto und Zitat geprüft,
wie auf Herz und Nieren

Wie man's dreht und wendet,
es bleibt ein Spieß

„Redefluss,
Lethe meines Mundes.“

Lazarus Trost

*Was mir einfällt,
käme mir nicht in den Sinn*

Ich bin nicht überzeugt
und meine nicht,
ich merke auf
und schreibe nieder

Beteuerungen sorgen
für die Aufwertung
des nicht zu Billigenden

Kürze erregt nicht Schwindel
und kann nicht bewundert werden

Man kommt, man geht
und ist, wenn man kommt,
schon gegangen

Aphoristiker ist man ohne Ende

Mit der *Zeile* wird mein Anspruch
als Lyriker laut,
wenn ich auch kaum erreichte,
dass meine Aphoristik
als Dichtung akzeptiert würde

Zeilen verlassen das Gedicht,
streifen über die Seiten
und nehmen ihren Platz
stillschweigend ein

*Meinungen werden gebildet;
Gedanken sind Gebilde*

„Worte sind Manns und Weibs genug,
miteinander Gedanken zu haben.“

Paul Mongré

Ich suche in Worten,
was ich mit Worten nicht finde;
und verliere alle Zeit,
um je einen Satz zu gewinnen

Ein Gedanke, anschaulich gemacht,
ist mehr als eine Ansicht

„Kein Mensch wagt sich heute noch
mit einer ruhigen Syntax hervor,
aus Furcht unterbrochen zu werden.“

Paul Mongré

*Ich stehe hinter meinem Wort,
kein Wort steht hinter mir*

Stroh und Papier
haben keine Feuerprobe zu bestehen,
aber noch das geringste Wort
wird auf Glut und Asche geprüft

Stehe ich im Wort,
ist der Satz im Kommen

Aphoristikers Glück:
das Wort auf sein Satzmaß gebracht

Ein Gedanke,
der den Rahmen sprengt,
im Bilde aber bleibt,
ist ein Aphorismus

Komme ich auf meine Gedanken zurück,
sind sie gewonnen

Das Ziel bleibt auf der Strecke

*Schlüsse muss man ziehen,
Schluss kann man auch machen*

Daran scheiden sich die Geister,
daran erkennt man den Aphoristiker

Der Satz ist die Bestimmung des Aphoristikers,
den Satz zu bestimmen –
seine Kunst

Alles Absichtliche fällt im Text
als Schielen auf

Geflügelte Worte weisen
auf bodenfeste Schwierigkeiten

*Kommt man auch zu keinem Ende,
kommt man doch zu einem Schluss*

Nietzsche schreibt, wie er denkt, und denkt, wie er schreibt:

Nicht mit dem Hammer, doch Schlag auf Schlag.

Sein Denken verführt sein Schreiben,
sein Schreiben ist die Versuchung seines Denkens.

Im Stil sind alle gebannt,
in diesem lässt es sich nicht bequem leben,
in der Spannung der Fortsätze aber ausharren.

Es ist allerdings schwer,
eine Seele in ein Satzwerk einzuhauchen,
ohne dabei seinen Geist aufzugeben

Ich lasse ein Wort fallen
und komme darauf zurück

Hell- und dunkelhörig

*Mit einem Wort ist nichts gesagt,
auch wenn's zur Sprache kommt*

In einen Satz gesteckt und abgeriegelt,
werden die Wörter miteinander vertraut

Kein Wort ohne Vorwort,
kein Satz ohne Vorsatz,
kein Urteil ohne Vorurteil

Die Bedeutung, die man verleiht,
der Sinn, den man gibt;
der Untergang, dem man geweiht ist

Auf dem Weg zum Satz
ist jedes Wort von Bedeutung;
im Satz versammelt, werden die Wörter
vom Sinn verschlungen

Für und Wider besagen,
dass alles schon entschieden ist,
uns bleiben Ja und Nein

Zwischen Ereignis und Geschehen

liegt ein voller Tag;
Zwischen Vorschein und Abglanz
geht ein Dasein auf;
zwischen Lug und Trug
übt Wahrheit ihren Zungenschlag;
zwischen dem Ausgesprochenen
und dem Vernommenen
liegt die ganze Geschichte des Glaubens
und des Aberglaubens

„Denn kaum erweckt man Aufmerksamkeit,
so stellt sich auch der Einfluß ein,
der sich, wenn auch wohlgemeint,
doch in den meisten Fällen
als eine Mauer zwischen Individuum
und Offenbarung stellt.“

Hans von Marées an Konrad Fiedler

Rom, 29. Januar 1882

*Was man an Boden verliert,
gewinnt man an Gründen*

„Jeder weiß,
daß es bei andauernd heiterem Himmel
keine Ernte gibt.“

Elias Kalischer

Das Bedenkliche lässt sich denken

Man denkt darüber
und versteht darunter

Man weiß nicht, was man weiß,
was man aber erklärt bekommt,
glaubt man zu wissen

*Aphoristisch gedacht –
die Zeit wie die Brille verlegt*

Gehe ich auf mich zurück,
komme ich auf den Gedanken

Meine Sache auf Aphoristik gestellt,
heißt schon, vorsokratisch gedacht:

vom Hörensagen,
bruchstückhaft,
strohhalmig,
etwas zum Retten.

Mit einem Satz –
und mit dem Leben davon

Apodiktisch ist hypothetisch genug

Es ist nicht gesagt, es steht geschrieben,
und bleibt nicht stehen

Zum EinSatz gehört ein testamentarisches Denken
und ein apodiktisches Sprechen:
ein Wort für zwei und Buch für Buch

Ein Aphorismus kann umwerfend sein,
nicht auffallend.

Auffallend sind Farbe und Bekenntnis,
die vorbereitete Wirkung.

Dazu hat der Aphorismus keine Zeit,
in ihm erhebt eine erledigte
oder zu erledigende Ewigkeit Anspruch

„Wie den Heroen biblischer Silbenstecherei
das Paradies zur Wüste wird durch eignen Wust.“

August Graf von Platen

*Maßvolle Werklosigkeit:
ein Schluck Prosa*

In die Länge genommen,
ist viel vertan.

Man bildet sich ein,
die Zeit totschiagen zu können.
Nimmt man das Leben augenblicklich,
wird es länger.

Das ist das Geheimnis der Kürze.
Der Aphorismus will den Bruchteil beleben,
das Leben bruchteilhaftig werden lassen

Gern lässt man sich erzählen, ungern sagen;
der Aphoristiker gebärdet sich aber so,
als würde er das Sagen haben.

Mit knappen Worten,
die ohne Fürsprecher kaum zu hören sind,
wird er apodiktisch –
und kommt dabei, öd und wogesäglich,
von „manchmal, oft, gelegentlich und meist“ nicht weg,
auch behagt ihm zu sehr das „Vielleichteln“

Festgefahren,
braucht man kein Kursbuch mehr

Jedes meiner Bücher -

Vorläufer eines Gedankens,
der mir auf der Spur ist

So wahr es ist, nicht wahrer

Was ich nicht vernehme,
muss ich bestimmen

„Der Aphoristiker ist ein Euphoristiker. Aphorismen zu produzieren ist eine euphoristische Beschäftigung. Aussagen von Bestimmtheit zu machen, Beobachtungen Allgemeingültigkeit zuzuschreiben, dies zeugt von einem Zustand, in welchem man über die eigenen Verhältnisse lebt.“

Werner Bergengruen

Kurz und aufwendig wie *Jedoch*
Es ist eine Kunst ohne Stilkunde,
und es gab immer wenige Aphoristiker von Stil,
die man auch sehen konnte,
als sie sich zeigten.

Die Kürze verwischt Farbe und Gesichtszug

Interpretationen verschonen auch das Eindeutige nicht

Thesen sind das Militär der Aphoristik

Kunst besteht im Schaffen wie im Abschaffen

In der Kunst gilt:
entweder perfekt oder makellos

Alles in der Kunst Entbehrliche
ist Zeichen von Arroganz

In der Kunst entscheidet die Kühnheit,
in der Kunsttheorie der Scharfsinn,
in der Kunstwelt das Werturteil

Die Stärke des Glaubens –
die Schwäche der Überzeugungskraft

Zum Lyriker wird man geboren,
Erzähler ist man von Geblüt,
mit einem Drama geht man über die Bühne,
mit einem Essay füllt man die Spalten
einer Literaturbeilage,
mit einem Aphorismus steht man bloß
auf einem anderen Blatt.

Und doch tritt der Aphoristiker
mit einem hohen Anspruch auf:
Das Unhaltbare im Gleichgewicht zu halten

*Einen Gedanken verfolgt,
einen Aphorismus erbeutet*

Es werden Aphorismen geschrieben, unaufhörlich, sie schwirren auch pausenlos in der Luft, nicht niedergeschrieben, als solche nicht definiert, auch nicht anerkannt, wobei nicht die Anerkennung fehlte. Ist Aphorismus eine Gattung? Wenn ja, dann ist sie eine der Willkür ausgesetzte. Sie wird nach Laune ausgemacht, grundlos, der Begründung ewiglich bedürftig.

Einzig der Aphoristiker kann sagen, was ein Aphorismus ist, sein könnte oder sollte, und dies, weil er nicht zur Literatur gehörte.

Während anderen Gattungen die Form ihre Legitimation schon ist, ist im Falle des Aphorismus die Form das Problem, das ihm die Legitimation verwehrt.

Er hat keine vom Leser hervorgemerkte und wahrgenommene Form und kann als Lektüre nicht gelten. Kein Lesen vermag den Aphorismus hervorzuheben, er besteht aus einem Satz oder aus mehreren Sätzen, deren gleichen überall, in allen Literaturgattungen zu finden sind.

Aphoristisch lautete mein Schluss: Büchmann stehe gegen Lichtenberg und lasse eine klare Entscheidung für Lichtenberg nicht zu.

Man erwartet von einem Gedanken, dass er ausgeführt werde.

Diese Erwartung zu enttäuschen, ist Aufgabe des Aphoristikers, wer aber stellte sie ihm?

Im Hebräischen hätte ichs vage beantworten können: der Satzbau, die Haltung der jüdischen Weisen, die Bibel selbst: kein Satz in ihr, der nicht das Wortweniger begehrte.

Im Deutschen aber verlangt der Aphoristiker, was man ihm nicht gewähren kann, weil es ihm als Trägheit, Faulheit, Unzulänglichkeit, als Kurzatmigkeit angelastet würde; und im Deutschen mehr als in anderen Sprachen.

Der deutsche Satz führt in die Gemütlichkeit, ob wohl gewogen, weithin durchdacht oder gut eingebettet. Schlafwandelnd geht er über alle Grenzen und ist gleichsam ein sich ausdehnender, abenteuerlicher Weg in die Wüste oder über den Berg. Ein deutscher Satz kann die Länge eines Schlafens, Weges oder Buches erreichen, in dem Sinne also auch ein dickes Buch entbehrlich machen. Der deutsche Satz ist eine chinesische Mauer

Die Wege müssen
zurückgelegt werden,
damit der Schritt,
den wir einst gewagt haben,
gesehen werden kann

Es gibt keine Kürze,
die mit zwei Sätzen zu erreichen wäre;
keine, die nicht mit einem Satz
erreicht werden müsste

„Erst mit dem letzten Strich war die Erscheinung da.“

Hans von Marées an Konrad Fiedler
Rom, 20. Dezember 1875

*Ein Wort für sich ist undenkbar
und nicht in Abrede zu stellen*

Ich stehe im Wort,
das heißt: nicht schief

Begreiflich, aber nicht handfest

Ein Satz ist immer zu eng,
als dass die Wörter einander
um den Hals fallen könnten.
Der Aphorismus suggeriert,
es wäre möglich –
und zu sehen

Was man sich ausdenkt,
malt man sich auch aus:
So kommt es zum Vorschein

Man schweigt sich aus,
aber auch in Tonfarben hinein

In der Sprache begraben,

zur Auferstehung bereit:

Ein Tautropfen

verwandelt diese Inschrift

Ins Deutsche zurückfallend,
hoffe ich auf meine Auferstehung
im Hebräischen

Die Sehnsucht trägt die Nachsicht in sich,
ohne sie überwinden zu können.
Ein Trauern der Tränen

Erinnerung spielt Vergessen und immer zarter

Täglich erneuert,
geht die Schöpfung vor sich
und bleibt im Buche stehen

Die Erinnerung muss frisch bleiben,
damit das Vergessen nicht altere

Erinnerungsstücke,
für einen letzten Blick vorgesehen

Ein Letztes zu sagen,
ist man nicht einmal sich selbst schuldig

*Verschonen,
verbalden*

Den Worten den Hals abdrehen

Leichenwörter

Was man nicht zu schützen weiß,
weiß man nicht zu schätzen

Der Reim ist ein zäher Gedanke

Geschichten macht,
wer nicht erzählen kann

Anekdote – das Schlüsselloch
zum Tiefsinn

Nichts steht dahinter, doch alles dafür

Du stehst, sagst du, hinter deinem Wort,
was tust du dort, wenn ich fragen darf.

Ist das der Grund dafür,
dass man dich nicht sieht.

Und sitzt das Wort, bleibst du stehen?

Gibt es eine Regel, eine Dauer
für dieses Stehen hinter deinem Wort

Man kann wohl nur hinter seinem Wort
wie in Deckung stehen, wer deckt wen

Und gibst du das Stehen auf,
wird das Wort dann hinfällig?

Kann es nicht für sich stehen,
muss es dich hinter sich wissen,

ist es so wissend, oder kommst du ihm gut zu stehen.

Könntest du ihm nicht auch gelegen kommen.

Vielleicht gibst du deinen Stand auf
und stellst dich zur Abwechslung hinter mein Wort,
oder ich stelle mich hinter deins

Es ist ein eitler Versuch, er deckt die Größe auf:

Die des Wortes ist die seines Sprechers

Der Stand der Dinge hängt nicht davon ab,

ob du hinter deinem Worte stehst
und nicht, weil du dahinter stehst,
will man dahinter kommen

Du stehst hinter deinem Wort und meinst,
es stärken zu können,
stellte ich mich hinter es, du sagtest,
ich fiele deinem Wort in den Rücken

Es ist kein größeres Wagnis,
missverstanden zu werden,
als verstanden

Sich ähnlich werden,
ohne sich nahe getreten zu sein

Mich absetzend,
leiste ich meinen Widerstand

*Beim Namen genommen
und in Erinnerung gerufen*

Zu Wort kommen:
wie schwer und naheliegend,
wie naheliegend schwer –
und wie weit dafür gereist

Es ist gut für eine Sprache, wenn ein Moses Mendelssohn, ein Hermann Cohen, ein Sigmund Freud, ein Martin Buber, eine Else Lasker-Schüler, ein Franz Kafka, eine Margarete Susman, ein Franz Rosenzweig, ein Walter Benjamin, eine Gertrud Kolmar sich in ihr ein- und ausdenken können. Sie brachten Feuer in den Lebensraum, ein Feuer, das Menschen nicht versehrte, und darum auch weiterbrennt, sogar in Jerusalem

„Ich mag immer den Mann mehr lieben, der so schreibt, wie es Mode werden kann, als den, der so schreibt, wie es Mode ist.“

Georg Christoph Lichtenberg

Im Spiegel der Anthologie *Ewiger Vorrat deutscher Poesie* sehe ich das Gesicht Rudolf Borchardts. In diesem spiegelt sich wiederum das Gesicht deutscher Poesie, die nicht mehr vorrätig ist*

*Es ist ein noch ausbleibendes, nicht nur ästhetisches Schlüsselthema: Juden als Herausgeber deutscher Poesie

“Es erben sich nicht nur Gesetze und Rechte, sondern auch Gedichte, sogenannte Gedichte, wie eine ewige Krankheit fort. Ein Lesebuch macht's dem andern nach. Wo man aber auch neuere Dichter berücksichtigen will, da wird zumeist ein Sturm statt eines Storm, eine Ambrosius statt einer Annette von Droste-Hülshoff gewählt.“

Jakob Loewenberg, im Vorwort zu seiner Anthologie *Vom goldenen Überfluß*. Leipzig: Voigtländer 1902

*Wer keinen Namen zu verlieren hat,
wird sich keinen machen*

Sie kamen aus dem Hebräischen, mochte es noch so verwittert gewesen sein, und dachten sich ins Deutsche hinein.

Von Moses Mendelssohn bis Franz Rosenzweig.

Dieses Denken drückte sich in einer anderen Farbe aus, und war gleichsam ein Bekenntnis zu dieser. Cohen war Hermann ganz und gar – und durch und durch Jecheskel

Was durch den Namen zum Wesen geworden ist,
verändert sich mit dem Namen in seinem Wesen

Die Pilatusfrage bezeugt,
dass Wahrheit nicht namenlos sein darf

Namen sind Verstrickungen; alle Verstrickungen meines Lebens waren Namen, und waren Todesstricke

Mein mich begrabender Traum: Gott empfängt mich und fragt mich auf Deutsch nach meinem Leben aus; er erwägt nicht einmal, mich hebräisch anzureden

Wenn die Toten aus mir fortgezogen sind,
zu wem habe ich dann gesprochen

Gegen den Strich, gegen den Punkt

„Es ist leichter,
ein ‚grundlegendes Lehrbuch‘ schreiben,
als die Pointe zeigen“

Theodor Lessing

Der Punkt –
der pathetische Ausdruck
der Zurückhaltung;
der dreiste Zeuge
einer eintreffenden Pünktlichkeit

Ein Aphorismus kann nicht auf Biegen
oder Brechen stimmen,
aber auch nicht ohne das eine von beiden;
er nimmt wenig in Kauf,
um alles decken zu können

*Sind Gedanken im Vormarsch,
tritt die Dichtung kleinlaut zurück*

„Wenn ein alter Gaul in Gang kommt,
so ist er nicht mehr zu halten.“

Karl Simrock

Man muss nicht vorbildlich sein,
um von sich lernen zu können

Das Einsichtige ist nicht aufschlussreich

„Dieses Wort gibt es nicht!“

Wie wenn es je ein Wort gegeben hätte, ehe es zur Welt kam und zu sich. Jedes Kind, das ins Leben gerufen wird, folgt dem Ruf mit neuen Lauten zwischen Milch und Honig, prüft sein Silbengold zwischen Lippen und Ohren, bis es zum Unerhörten kommt: Zum noch nicht Dagewesenen, das auch nicht bleiben wird. Nur dem Denken gefällt das Bleiben. Was nicht zu bleiben gedenkt, bleibt nicht

Sollte ich müssen,
müsste ich sollen,
auch dann dürfte ich nicht

„... im azurnen Augenblick eines frevelhaften Glücks; halb Künstler, halb Vogel; ohne Ja und Nein für die Realität; ausgelassen und ermutigt selbst durch Trübsal – denn Trübsal erhält den Glücklichen.“

In Nietzsches Nachfolge

Man kann sagen, was man will:
nicht weniger

Geht's um Klarheit,
muss man ernüchtern

Man macht aus sich, was man kann,
klug aus sich wird keiner

So groß wie ein Kind fragt,
kann man nicht antworten

Das Fassungsvermögen eines Worts

Ein Logorhythmus,
eine Sprungfeder,
tintenfasslich

Alles Eindeutige ist so schlecht wie gutgeheißen

Im Denken wie im Traum,
wie in der Liebe,
wie in der Versenkung

Gedanken liegen auf der Hand
oder sie gehen zu Grunde

*Alles hat seine Zeit;
für Wenn und Aber reicht keine aus*

Haarspalterei ging der Atomistik voraus

Bleibt Spiel das Wortspiel,
melden sich gut gelaunte Gedanken,
neidlos,
harmlos,
verspielt

erfüllt – erschöpft

sarkastisch – spottenziert

Aphorismen –
Denkgrübelchen;
Seitensprünge der Poesie

Eine schwere Kunst
zu gefallen,
ohne gefällig zu sein

Es gibt nur Aphorismenbände, nicht Aphorismenbücher

Die Kunst des Aphorismus: mit seinem Anfang sein Ende nehmen

Eine Zeile erfordert keine Fertigkeit, aber die ganze Intelligenz eines Menschen. Eine Zeile entspricht dem EinSatz, von dem ich behauptete, er sei ein Satz auf dem Sprung; er sei der Sprung über die Gleichung

Im Namen des für sich stehenden Satzes, setzt sich der Aphoristiker vom Buch ab. Hätte er die Absicht, Bücher zu schreiben, er dächte nicht, ein Satz könnte ein Buch aufwiegen oder gar entbehrlich machen.

Der Aphorismus als Stil und Haltung steht freilich dem Denker zur Wahl.

Nietzsche traf diese Wahl und war nicht mehr zu übertreffen.

Es schien zwar reizvoll, in seiner Nachfolge aphoristisch zu philosophieren, Philosophen sind aber keine Aphoristiker, und Aphoristiker schreiben keine Bücher, Nietzsche allein schreibt sie: weil er Lyriker ist, Charakter hat und aus dem Geist der Musik heraus fabuliert.

In Nietzsches Nachfolge traten nur Epigonen: kein Werk, das sich lohnte, kein Name, der blieb, auch nicht der größte, dem ich zu seinem Andenken diese Lesung widme, beginnend mit einem Wort von ihm, ein anderes von ihm, Paul Mongré, gehört an diese Stelle:

„Wer sich nicht halten kann, soll nicht warten, bis er fällt, sondern hinabspringen, »sich opfern«. Es sieht so besser aus! mehr will ich nicht sagen.“

Paul Mongré, Pseudonym des jüdischen Mathematikers Felix Hausdorff, ist, da er sich nicht mehr halten konnte, am 26. Januar 1942 hinabgesprungen

Das Unsagbare ist der Eindruck

Dunkler, heller Wahnsinn;
Tage, die nur Nachnächte sind;
ein umnichtetes Sein

„Nur ein Wirrwarr schöner Möglichkeiten, nur Tumult versprechender Arome zieht in Nietzsche an uns vorüber. Ich hörte unter polnischen Juden eine bezeichnende Wendung für diese Art nicht organisch werdenden Genialität.

Sie sagen von bestimmten aphoristischen Dichtern, es seien „verschüttete Psomimbüchsen“. Psomim, so heißen kleine Riechbüchsen, voll erlesener Narden und Spezereien, welche die Alten in die Synagoge nehmen, um sich von Zeit zu Zeit an ihrem Wohlgeruch zu erfreuen.“

Theodor Lessing

Das Unmögliche ist das Denkbare;
dem Möglichen sind wir
mit allen Sinnen ausgesetzt

Ob es nicht anders gesagt werden könne.
Anders gäbe es nichts zu sagen

Alles kommt vor, geht vorbei, lässt auf sich warten, bleibt aus, wird unentbehrlich und beginnt, nach Hoffnung zu riechen

Man kann auch in Begriffen wie in der Verbannung leben

Solange die Bibel im Volk lebendig und Leben spendend war, waren die Sprüche Salomos Grundbuch der Erziehung; im Erwachsenenalter kamen Kohelet und Hiob hinzu, es war damit gut und reichlich für das Nachdenken gesorgt, auch für das Nachleben des Gedachten.

Seine Bildung verdankt heute auch der Aphoristiker nicht Aphorismen.

Die Quellen der Bildung, des Wissens, des Glaubens fließen breit und nicht eng, man mag die Zeit nicht kurz bemessen. Selten lernt man in jungen Jahren die Kürze zu schätzen, man will alles erklärt bekommen und ausgedehnt genießen dürfen. Was man breit erklärt bekommt, führt man weiter aus. Die Folgerichtigkeit des Satzes ist der Aufsatz.

Wir sind aufgewachsen in einer Kultur der Ausführungen; modular und minimal sind spätere Begriffe unserer Kultur. Heute sucht das Minimalistische nach einem Kürzel.

Der Aphorismus wird nimmer lang mit dem Tweet Schritt halten können, wird seinen neuen Namen bekommen und auf dem geringsten Standpunkt Platz nehmen müssen. Immerhin bekam er im Zeitalter des Twitter Gelegenheit, das Wort zu ergreifen und einen Ton von sich zu geben

Aus dem Faktum Satz lässt sich keine Stilistik herleiten

Aphoristiker glaubten nicht immer, die Kürze pflegen zu müssen, lange genug waren sie schablonenhaft aufwendig, so zum Beispiel auch Wilhelm Raabe.

Er schreibt im Februar 1874: „Im Augenblick, wo der echte Künstler schafft, hat er weder Weib noch Kind und am allerwenigsten Freunde.“

Er ist im Schaffen, denkt an sich und glaubt im Augenblick, es nicht wie andere zu tun, sonst würde sich das Sagen nicht lohnen. Er macht also den ersten Schritt – er spricht vom Augenblick des Schaffens; es wird zum Doppelschritt: Er spricht nicht allein vom Augenblick, sondern auch vom Schaffenden selbst, vom Künstler – und nimmt sich dabei als *echten* Künstler aus.

Was er sich zu sagen erkühnt, kann nur auf den *echten Künstler* zutreffen; von einem nicht echten wär's eine anmaßende Behauptung. Denn – so müssten wir denken – es sei Unglaubliches, was Raabe sich eingestehen musste, nämlich, dass, während er schafft, seine Nächsten – Weib, Kind und Freunde – so gut wie tot sind.

Mit den Freunden vergreift er sich, da ist ihm ein Nebengedanke unterlaufen, der nicht hierher gehört. Die Freunde gehörten zwar dazu, das »am allerwenigsten« aber nicht. Damit wollte er zu verstehen geben, dass der echte Künstler keine echten Freunde unter Künstlern habe.

Der Satz, als Aphorismus veröffentlicht, ist kein Aphorismus, er gibt aber eine Situation wieder, in der Aphorismen entstehen, aus der wichtige Aphorismen entstanden sind: Aus dem Moment des Schaffens, ihn reflektierend; was im Künstler vorgeht, wie er auf seine Umwelt, diese auf ihn reagiere.

Hier muss die Bemerkung eingeschoben werden, dass die Nur-Aphoristiker unter Schaffenden (im Unterschied zu den *Einfälligen*) selten bis rar sind, Aphorismen werden meist als Nebenzweig kultiviert, darum wird der Schaffensmoment nur selten von *Einfälligen* reflektiert, alle großen Aphoristiker, die wir gern zitieren, haben ihre Hauptwerke auf anderen Gebieten geleistet, und was sie vom Schaffen sagten, sagten sie nicht vom Aphorismus, von dem gar nicht zu sagen wäre, ob

er einen Schaffensmoment hätte.

Wilhelm Raabe nun, der durch Romane bekannt wurde, sagt: „Im Augenblick, wo der echte Künstler schafft, hat er weder Weib noch Kind und am allerwenigsten Freunde.“

Das ist ein altbewährter Simpelsatz, simplerlich geschrieben, vielleicht aus momentaner Gewissensnot, denn freilich kommt das eine auf Kosten des anderen, so manches wird vernachlässigt. Man muss aber doch kein *echter Künstler* sein, um einsehen zu können, dass beim wichtigsten Tun alles hingebungsvoll und konzentriert getan werden müsse und dass darum alles rundherum unbeachtet oder „kaltgestellt“ werde – für diesen Moment des Tuns, des Schaffens, des Glücksspiels, bei dem Gott und die Welt auch vergessen werden.

Fürs Leben gibt es Weib und Kind und Freunde, für den Augenblick des Schaffens nicht. Allerdings scheint Raabes „Im Augenblick, wo...“ eher einen Prozess einzuleiten als einen Moment abzugrenzen.

Er wollte mehr gesagt haben, als da steht: Nicht dass man vergisst, nicht dass man entbehrt, man ist in einem Zustand, wo man das alles nicht *hat*; in dem man der Nächsten und des Anderen beraubt ist oder allein dasteht, verlassen auch noch von Weib und Kind.

Das könnte man sich denken, wie es aber da steht, scheint es ein Bekenntnis zu sein, eine Verteidigung des echten Künstlers vor Ansprüchen, die nicht zum Schaffen gehörten. Als wollte Raabe sagen: Nehmt es mir nicht krumm, wenn ich im Schaffen bin, existiert ihr nicht

*Das Lob der Kürze
verlangt seine Länge*

Mit Sätzen um sich werfen.

Es ist ein Hasardspiel,
das auffällt,
wenn man kein Glück hat

Auf der Goldwaage des Aphorismus
wiegt auch das geringste Wort zu schwer

Ein Wort in Sinn getaucht,
mit Kunde behaftet:
des Satzes Vorsatz

Aus der Bereitschaft, dem einen Satz
sein Lebenswerk zu opfern,
entsteht keine Literatur,
aber die Geistesart Aphoristik

Es bleibt dabei,
dabei ist Bleiben

„Die meisten Sprecher haben bloß einen Zuhörer“

Paul Rée

Aphorismus – ein werkmaßlicher Satz

Ist kurzgefasst schon bündig, ist kurz und bündig schon ein Aphorismus. Überall sehe ich Inhalt und Kürze, nichts, was Form begehrt und annimmt; kein Geist am Bau, kein Werkmaß

Dass ich im Jahre 1986 den Chamisso-Preis bekommen habe, zog kein Achselzucken nach sich, es wurde in der Öffentlichkeit ernst und freundlich und ohne Widerspruch genommen, allerdings auch ohne besondere Aufmerksamkeit. Der Autor war wenigen bekannt, sein Werk unansehnlich, ein Häuflein Worte, auf drei schmale Bände verteilt, die den Vorteil hatten, bei Carl Hanser in München erschienen zu sein.

So wenig auffallend diese Preisverleihung vor sich ging, hatte sie einen revolutionären Anstrich: Eine bis dahin nichtpreiswürdige Gattung rückte nach vorn und ward unverhofft anerkannt.

Das hatte es in der Literaturpreisgeschichte noch nicht gegeben.

Allerdings kommen Nur-Aphoristiker nicht oft vor; Aphorismen werden nebenbei geschrieben, die Aphorismen, die man am häufigsten und liebsten zitiert, stammen von Autoren, die für ganz anderes bekannt oder berühmt wurden.

Auch Canetti, der zu den berühmten Aphoristikern gehört, musste seine Stücke, seinen Roman *Die Blendung*, seine Studie *Masse und Macht* geschrieben haben, um seinen Platz als Aphoristiker einnehmen zu können, ich sagte beinahe: „einnehmen zu dürfen“. Mit seinen Aphorismen liegt man, um mit August Graf von Platen zu sprechen „bloß an der Hoffnung Vorgebirge“.

Der Ruhm des Aphorismus ist immer kleiner als der des Aphoristikers, weil dieser in der Regel noch anderes ist. Das Lob der Kürze währt kurz, das muss mit Würde hingenommen werden. Jeder wünscht sich, dass der andere sich kurz fasse.

Nun wiederholt sich der revolutionäre Moment: Ein Nur-Aphoristiker kommt zum ersten Mal im Rahmen der jüdischen Kulturwochen zu Wort.

In den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts feierte Aphoristik ihre kleinen Orgien in Großverlagen, diese Jahre sind vorbei, auf dem offenkundigen Büchermarkt ist Aphoristik kaum vorhanden. Je kürzer die Rede aber wird, desto mehr steigt der Aphorismus im Kurs – und dies auch dank der Technik, die ein anderes Zeitmaß vorschreibt. Das Kurzlebige wird in die Länge gezogen, doch darf sich kein Augenblick überleben. Es geht heute mehr um die Schnelle als um die Kürze, verlangt sind eil- und beilfertige Worte

Man kann mit einem Satz mehr sagen als mit zweien, wenn man die Tragweite der Wörter berechnet. Ein Aphoristiker muss also Strategie sein, und das kann er eher als andere Autoren, übersieht er sein Wortheer doch leichter als sie.

Mit einer Andeutung kann er ferne Gedankengegenden ausmachen und erreichen, ohne viele Worte mobilisieren zu müssen.

Dann sind Aphorismen Winke – oder Rauchfahnen

In jeder Sprache gibt es eine Welt zu erobern,
im Deutschen kann ich nur meine Verluste buchen;
meine Hände sind des Verlorenen voll

*Es ist keine Erhellung, wenn das Dunkel aufgehoben wird;
das Dunkel muss im Dunkeln bleiben*

»Meine Liebe fürs Dunkel will ich mir nicht
durch eine Ode an die Dunkelheit Verderben«

John Keats an Robert Haydon

8. März 1819

Bin ich noch, – bin ich schon
Aphoristiker des 21. Jahrhunderts?
Die es behaupten oder entscheiden könnten,
stammen aus dem vorigen Jahrhundert

Deutsch gesehen, bin ich der Gipfel,
jüdisch betrachtet, der Nullpunkt

Bewegt wie ich bin, bewegen sich meine Einsätze mit,
bleiben in Bewegung und lassen sich nicht beruhigen

Kommt ein Vöglein geflogen,
flattert von Buch zu Buch in meinem Zimmer,
prüft die Bände, zupft an seidenen Lesezeichen,
an Bücherrücken, die leicht aufgeplatzt sind,
lustig, nicht heftig, spielend, übermütig,
wie man Bücher schreiben sollte

*Es stimmt,
was einen Ton von sich gibt*

Der Augenblick,
mit Aussichten verhängt

Geschichte wird zuerst geschrieben,
dann gemacht

Macht man Geschichte,
lernt man aus ihr

Bleibt man im Zusammenhang,
entsteht keine Beziehung

*Denken heißt,
sich Skrupel machen*

Kein Urteil steht fest genug,
dass ihm kein Vorurteil
über den Kopf wüchse

Das Gewicht eines Gedankens
steigt mit seinem Widerspruchswert

Was sich vergolden lässt,
wird man nicht versilbern

Absicht – Sichtverstellung

Illusion – Stieftraum

Orakel – Nebelsatz

Blasphemie – Beichtstuhlengang

„Wo er sich gehen lässt, steht ihm
die eindringlichste Sprache
zur Verfügung.“

Fritz Mauthner, Spinoza, 1921

Kettenring

Nicht nur hat Salomo seine Sprüche der Weisheit geschrieben, auch seine Weisheit war sprichwörtlich geworden: zuerst im Morgen-, dann im Abendland.

Alle Großen, ohne Ausnahme, neigten zu ihm, zitierten und kommentierten ihn.

Mehr als in ihm steckte, holte man aus ihm heraus. Das ist Kennzeichen der Weisheit, sie lässt sich breit auslegen und bleibt für immer schlank

»Benyoëtz ist der bislang letzte Ring einer langen Kette. Er lebt unter uns als der Siegelring-Bewahrer jener großen Tradition deutschsprachiger, und dabei immer wieder: deutsch-jüdischer Aphoristik, die von Talander und Lichtenberg bis zu Karl Kraus und Elias Canetti reicht. «

Harald Fricke

»Wer diesen Ring besitzt, das allgewaltige Siegel
Des großen Salomon, dem löscht kein Element
Das Lebenslicht; er geht durch Flammen ungebrennt...«

Christoph Martin Wieland, Oberon, 7. Gesang

Brennende Probleme werden gelöscht

„Eine völlig lückenlose Kette von Bedeutung und Übersinn,
die nirgends Durchbruch ins Freie gestattet,
nötigt zur baldigen Ergebung in Dumpfheit und Langeweile“

Alfred Polgar

Auch der Weise Salomo würde heute keine Sprüche machen

*Ich stehe im Leben,
solange ich abreisen kann*

Gehe ich mit der Zeit,
stimme ich mit meinen Jahren
nicht mehr überein

Ich gehe mir aus dem Weg,
wie könnte ich ihn sonst zurücklegen

*Man trifft sich auf Gedankengängen
eher als in Gedanken*

Was mir – in der notwendigen, aber auch zwanghaften Vergleichung – zu schaffen machte, war, dass Stanislaw Jerzy Lec als deutscher Klassiker galt.

Man wusste, woher er kommt und wusste vieles mehr – es half nichts, denn sagte man auch *Dedecius*, meinte man doch Lec.

Also galt seine Aphoristik als deutsches Sprachkunstwerk, er wurde als deutscher Meister rezipiert. Die Aphoristik hat zweimal die Realität bezwungen, einmal kritisch, einmal sprachlich. Und gerade im Deutschen, das ganz auf die oder aus der Abwehr des Ostens bestand. Das ist eine besondere Stunde gewesen, und diese holt auch Willy Brandt in die Geschichte des Aphorismus.

Das war die Stunde des Ostens im Westen, ein Augenblick, ein Nu in nuce.

Canetti kam danach oder hinzu. Keiner, der kam, vermochte an Lec vorbeizugehen.

Sie denken, das habe mich beunruhigt, das hat es, denn ich war allerdings um ein deutsches Sprachkunstwerk bemüht und wäre beinahe gescheitert.

Das wäre der Fall, wenn ich nicht bei Hanser erscheinen könnte. Und ich konnte zuerst nicht, denn – so hieß es – „wir haben den Lec bereits“ (das galt schon als Argument).

Zum Glück gab es im Verlag Christoph Schlotterer, der den Unterschied zu erkennen und genau auszusprechen vermochte.* Lec wäre mir um ein Haar zum Verhängnis.

Und so gar nicht zu Recht, denn er war ein Meister aus Polen, aber kein Meister aus Deutschland.

An Stefan Kaszyński, Jerusalem, den 5.7.2013

*„Sie wissen ja, dass wir bei uns die Autoren Lec und Laub veröffentlicht haben; aber Ihre Texte haben mit diesen ja eigentlich nichts zu tun, sie sind anspruchsvoller, philosophischer, grundsätzlicher.“ (München, 9. 2. 1976)

*Mit einem Wort erschaffen,
mit einem Satz verbucht*

Der Widder – ein Draufgänger,
das bin ich,
und schreibe auch drauflos.
Das sollte man glauben,
wie wäre es aber zu fassen

Denken – von allen Seiten;
Dichten – auf allen Stufen.
Genug ist nicht genug,
wenn man das Können nicht kann

Sehe ich das Geschriebene an,
geht es, eingeschüchtert,
auf mich zurück,
bis seine Schwundstelle erreicht ist.
Die Weitsicht stellt sich ein,
der EinSatz

Trage gelassen deine Würde

Das Schreiben fällt mir leicht,
die Antwort schwer:
Wie bekomme ich mich
in das Geschriebene hinein,
mit Haut und Haar
oder auch ohne Haut

Es ist nicht, wie ich denke,
und wird nicht sein,
wie ich dachte

Am liebsten würde ich jedes Buch
gleich in drei Fassungen herausgeben

Der Aphoristiker schreibt so,
als hätte er das letzte Wort.
Ich überlasse in meinen Büchern gern anderen
das letzte Wort;
ich will kein Letztes gesagt haben

In Jerusalem leben:

aus der Zukunft,
in der Vergangenheit

Der Midrasch nimmt sich meine Zeit,
geht seinen Weg

oder meinen.

Die sich einmischenden
Kommentatoren,
auch die bewundernswerten,
mochte ich nie

Es ist vage gesagt,
was zu hoffen ist;
und was zu sagen bleibt,
wiegt, sagemutig,
das Gesagte auf

Das Schweigen schärft den Blick
und ist auch dem Gehör unentbehrlich

Die Jahre – der Tageslohn

Ein Wermutstropfen in einer Genusschale

Auf Versprechen folgt Versagen

Das Leben kann man sich nicht wünschen,
aber nehmen;
den Tod nur wünschen

Wann wird, worauf,
der letzte Blick geworfen

Alles vereinsamt in Erwartung

Beeile dich nicht,
kein Tag vergeht ohne dich

Ich mache Gedichte aus meinen Gedichten
und komme nicht zu Wort.
Und es wird Abend
und es wird Tag
und immer noch ein Gedicht,
das Wache hält im Deutschen.
So viel gedichtet
und nicht zu Wort gekommen

Den Glauben gibt es nur im Glauben

„Der starke Glaube erübrigt
die Existenz des Geglaubten.“

Paul Mongré

Die Fragen wiederholen sich,
die Fragestellungen wechseln

„Wiederholung ist die mildeste Form von Parodie.“

Paul Mongré

Wie soll anders werden,
was niemals anders war

Zieht man die Lehre,
sind die Lehrer vergessen

Die deutsche Sprache war der Juden Loreley

Ruft die deutsche Sprache nach Gott, hört sie nur noch ein Jude.
Das darf nicht wahr sein, ist darum aber nicht falsch

Man ist von seinem Glauben überzeugt,
an seiner Überzeugung
gibt es nichts mehr zu glauben

„Die deutsche Sprache ist die Orgel unter den Sprachen“, schreibt Friedrich Hebbel und fügt in Klammern hinzu: “(sagt schon Jean Paul, obgleich es jeder sagen kann).“

Warum wird der erste, der es sagte, in Klammern eingesperrt und nicht mit einladender Geste als Zitat eingangs begrüßt?

Friedrich Hebbel wäre doch gern der erste, der es sagte.

Kaum dass er es sagte, fällt ihm ein, dass nicht er es gesprochen hat

„Ich würde es gern gesagt haben“ ist etwas anderes als „das hätte jeder sagen können“.

Bild und Lage würden sich sofort verändern, betrachtete man Worte als Besitztümer, Worte – wie Werke, urheberrechtlich geschützt

Das ist ein Problem der Aphorismen, sie kreisen, urheberrechtlich ungeschützt, als wären sie herrenlos, geflügelte Worte, wie Tauben abzufangen, auszuschlachten oder mit neuen Adressen auf weitere Postwege zu entsenden.

Geflügelte Worte beschwingen den Räuber. Das ist die Praxis bis heute

*Weisheitsbücher müssen klug gelesen werden,
sie sprächen sonst von der Dummheit*

Der Aphorismus ist zu knapp,
um den ganzen Menschen zu erfassen,
doch mächtig genug, ihn packen zu können

Man muss kein Lyriker sein, um Aphorismen hohen Ranges zu schreiben, aber in jedem großen Aphoristiker steckt ein Quäntchen Lyrik.

Die Vorsokratiker – und Kohelet – sind poetisch so reizvoll wie bedeutsam, und auch bei Lichtenberg gibt es Lyrisches genug.

Es gibt Einfälle, die nur auf Aphoristiker verfallen.

Einfälle gehörten in alten Zeiten nicht zur Kunst, heute werden sie gezüchtet und als Aphorismen auf den Kunstmarkt gebracht

Sentenzen – Sätze, die über die Bühne gehen

*Wir kommen zur Welt – auf einen Sprung
und müssen lernen, sprunghaft zu denken*

Spreche ich Deutsch, bin ich so jung wie die Edda,
spreche ich Hebräisch, bin ich so alt wie die Bibel

Was seine Richtigkeit hat,
kann die Genauigkeit entbehren

Keine Konfession,
die nicht zugleich Werbung wäre

Ich lasse mir vom Gedächtnis
keine Erinnerung vorschreiben

Meine Autobiographie
ist die Lebensgeschichte meiner Bücher.
Ich habe meine Bücher nicht geschrieben,
sie haben mich überfallen

*Ich stehe hinter meinem Wort,
kein Wort steht hinter mir*

Ich bin mir selbst vorgeschrieben

„Tröstet, tröstet mein Volk“, an diesem Ruf entzündete sich meine „dichterische Sendung“, die mich auf Abenteuer schickte ohne Ende

Die Hebräer brauchten anderes als Trost,
im Deutschen gab es niemanden zu trösten.

Ich blieb bei meiner Klage,
in Sack und Asche –
meine beiden Sprachen

Niedergeschrieben,
lässt das Wort
mich fallen

Kein Umbruch ohne Fabnenkorrektur

Unverbindlich –
fesselnd

Sein Mögliches
tut auch der Faulpelz

Getan ist vollzogen genug

Mit einem Wort ist viel gesagt,
mit einem Schlag viel mehr

Man zieht seine Konsequenz
oder man kommt zum Schluss

Einsilbigkeit
ist der letzte Stand der Dinge

Kürze leidet unter keinem Breitengrad
und muss nicht sparen;
sie wird darum auch nur leidlich gelitten.
Indes sind ihre Vorzüge nicht zu leugnen:
Sie erregt nicht Schwindel
und lässt sich nicht lange bewundern

Nur der Aphorismus bringt es fertig,
die Kürze des Lebens, unverkürzt,
mit einem Satz vor Augen zu führen
und einzuprägen

Auf den Satz gefasst,
stehe ich im Wort

*Die Jahre sind die besten Führer
durchs Leben*

Ich lebe im Glauben,
die Quintessenz dessen zu sein,
was im Deutschen jüdisch gedacht wurde.
Dennoch kann ich nicht sagen, was jüdisch an mir sei.
Darüber vermag einzig die deutsche Sprache Auskunft zu geben

Bete ich leise, ist Gott mein Herz,
werde ich laut, ist Er mein Ohr

Nicht der Abschied,
die Verschiedenheit schmerzt

Der schmerzlichste Verlust ist der versäumte Dank.
Das eine versäumte Wort verstimmt das Alter

Lesung und Gemeindebrief

»Du gehst von der Gemeinde aus, Du wirst – ein singender Hirte – ihr immer gleichsam voraussein und folgen müssen. Ich aber gehe von keiner Gemeinde aus, und gelingt es mir, eine Gemeinde um meine fallengelassenen Worte zu bilden, hält nicht Gefallen sie zusammen.

Meine Lesung ist ein Stundenbuch;
die mir zuhören – eine Stundengemeinde.

Gebibelt, nicht mundgerecht, brechen meine Worte auf, Rechtfertigung suchend.

Saite um Saite wird der Zuhörer angerührt, abgehört, überspielt.

Nicht alle Saiten kann ich erreichen; die Zeit der Lesung reicht dazu nicht aus; aufeinander angewiesen, müssen wir uns gegenseitig überraschen.

Ich stelle keine Texte vor und lese nicht herunter.

Ich weiß, was kommt, weiß nicht, wie es kommt.

Eine knappe Stunde, ein weiter Weg – und immer von vorn beginnend.

Ich mag noch so viele Bücher geschrieben haben, ich denke nicht daran, aus ihnen zu lesen. Ich denke in Partituren und an die zu eröffnende Hörsicht.

Und es hilft mir auch nicht, daß ich schon so viele Partituren herstellte:

Ein neues Publikum, eine andere Musik, eine andere Verstrickung, ein anderes Lautwerden.

Eine gute Methode, sehr geeignet, mir das Alter zu erschweren.

Während mir das Schreiben immer vorausläuft, setze ich mit jeder Lesung meinen ersten Schritt auf den tiefer sinkenden Boden meiner Sprache

An Hans-Jürg Stefan. Jerusalem, 10.2.2015

*Jesus hört man sprechen,
Paulus sieht man reden*

In meines Vaters Haus gibt es viele Zimmer,
doch will ein jeder am Fenster sitzen

Kein Mensch kann Erlösung bringen,
jeder Erlöser sein

Auch der Messias muss warten;
auch er verliert seine Geduld

Zum Messias gehört ein Esel,
kein Pegasus

Auch Jesus wurde zu Tode geküsst:
von Judas, nicht von Gott

*Zweifel –
die Unglaublichkeiten des Glaubens*

Alle Fragen um Gott
dienen der Fraglosigkeit

Von der Überzeugung verlassen,
werden Zweifel andächtig

Völker müssen ihren Gott in Maßen halten
oder ihr Ende nehmen

Nicht jeder Glaube fällt mit Gott zusammen

Es gibt die Welt, in der man lebt,
und die andere, in der man stirbt.

Man stirbt nicht in der Welt,
in der man lebte

Deutschsprachige jüdische Aphoristik

Ein Überblick im Dialog

Von Friedemann Spicker und Jürgen Wilbert



Ich wußte immer, daß ich ein Jude war, und nie genau, was ein Jude war.

Hermann Kesten

Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und Fähigkeit dazu abspricht.

Das Verhältnis der Juden zu Deutschland aber ist das einer unglücklichen Liebe.

Moritz Goldstein. - Und Arthur Schnitzler spricht

„als Jude (als einer, der der jüdischen Rasse entstammt)“, „als Deutscher, als Angehöriger des deutschen Volkes“, „als

„Abkömmling jüdischer Rasse, ein Österreicher“: „Warum kennt ihr uns nicht? Warum wollt ihr uns nicht kennen?“

Der Anteil der jüdischen Autoren innerhalb der deutschsprachigen Literatur ist überproportional hoch. Man hat das mit den beruflichen Einschränkungen und der traditionell engen Beziehung zur Schriftkultur zu erklären versucht. Der Anteil, der innerhalb dieser deutsch-jüdischen Literatur wiederum dem Aphorismus zukommt, ist noch bemerkenswerter; nicht zufällig zieren vier Leitautoren der Gattungsgeschichte den Umschlag einer deutsch-jüdischen Literaturgeschichte: Varnhagen, Heine, Tucholsky, Kafka. Im 20. Jahrhundert ist der jüdische Anteil an der deutschsprachigen Aphoristik so hoch, dass er zu großen Teilen fast zu einer kompletten Gattungsgeschichte wird.

Wer aber ist nun ein „jüdischer deutscher Aphoristiker“?

Da muss man höchst sensibel vorgehen, wenn man nicht ungewollt in Kategorien abrutschen will, die an Halb- oder Vierteljuden und damit an die nationalsozialistische Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik erinnern könnten. Eine Anthologie „Jüdische Aphorismen“ aus den 60er Jahren stellt in der Einleitung die Frage: „Was ist das Jüdische an ihnen?“ Nach der negativen Bestimmung, jüdische Inhalte seien nicht ihr gemeinsamer Nenner, folgt eine positive: „Es handelt sich um Aphorismen, die von Juden geschrieben wurden.“ Sie muss dann weiterfragen: Wer ist das: ein Jude? Die Antwort: „Jude“ sei hier nicht im streng konfessionellen Sinne gemeint. Gemeinsam sei den Autoren die Tatsache, dass „sie sich entweder zur jüdischen Gruppe zählten, oder doch aus ihr stammten und nicht länger als durch eine Generation von ihr getrennt waren.“ Man hört: Der Hausgeber hat sich die Definition nicht leicht gemacht. Das „Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur“ von 2012 will gar nicht bestimmen, was deutsch-jüdische Literatur sei; es will statt einer solchen „begrifflichen Totalisierung“ Pluralität und die Vielfalt der Diskurse sichtbar machen.

Und wie ist es bei den jüdischen Aphoristikern selbst?

Uneindeutigkeit, Wandel in der Einstellung zum Judentum: das wird sich in den allermeisten Fällen bei den Aphoristikern selbst beobachten lassen. Es ist nicht verwunderlich, dass sich dabei die drei grundsätzlichen Tendenzen der deutsch-jüdischen Schriftsteller, sich zu definieren, auch innerhalb der Gattungsgeschichte

ausmachen lassen. Da ist einmal das Denkmodell der Diaspora-Literatur, das unter den Aphoristikern für Arthur Schnitzler wie für Franz Kafka bestimmend ist. Da ist zum zweiten der Gedanke der Assimilation, des völligen Aufgehens in der deutschen Kultur, wie er sich bei den Gattungsautoren Walther Rathenau und Ernst Lissauer findet. Da ist als Gegenbewegung seit 1900 der Zionismus, für den jede Assimilation eine Form des jüdischen Selbsthasses ist, etwa bei Ludwig Strauß und Franz Baermann Steiner; Kafka nähert sich ihm zeitweise, Canetti lehnt ihn strikt ab. Es ist vor allem *ein* Aspekt, der alle jüdische Aphoristik des 20. Jahrhunderts bestimmt und damit für den Literaturhistoriker zum Gliederungsgesichtspunkt werden muss: der Holocaust und das Exil. Bestimmend wird er noch für die in den 1860er Jahren Geborenen, bestimmend bleibt er für Autoren, die in den 1930ern geboren sind. Für die Zeit nach 1945 ist für die Tatsache, dass der Holocaust Deutsche und Juden unauflöslich aneinander gebunden hat, oftmals der Begriff der „negativen Symbiose“ gebraucht worden.

Das Spektrum reicht also allein im 20. Jahrhundert von dem überzeugten Kulturzionisten Ludwig Strauß, dem Palästina zur alt-neuen Heimat wird, und dem gläubigen Juden Franz Baermann Steiner, der sich als ein im Westen geborener Orientale fühlt, über Werner Kraft, der nie richtig Hebräisch gelernt hat, bis Rudolf Borchardt, der es sich verbittet, als Jude bezeichnet zu werden, und Franz Werfel, dem die jüdische Geisteswelt weitgehend verschlossen bleibt und der als christusgläubiger Jude bezeichnet wurde. Selbst Egon Friedell gehört in diese Pluralität, der nicht nur zum Protestantismus übertritt, sondern in seinen kulturhistorischen Werken antisemitisch argumentiert.

Das sagt aber alles noch nichts über das Jüdische im Aphorismus selbst, und das wäre doch eigentlich das Interessanteste.

Eher noch schwieriger, freilich auch im Prinzip ertragreicher ist es, der Frage nach dem Jüdischen im Aphorismus selbst nachzugehen. Der Gattungskenner würde unter Verweis auf Börne, Heine und Moritz Gottlieb Saphir im 19. Jahrhundert, auf Karl Kraus, Stanislaw Jerzy Lec und Gabriel Laub im 20. mit so etwas wie „jüdischem Witz“ in eine Klischeefalle tappen, wenn er sich nicht gleichzeitig eine Gegenreihe vergegenwärtigte, die von Arthur Schnitzler über Franz Kafka bis Elazar Benyoëtz reicht. Das Denken in Paradoxien, wie es die Gattung bevorzugt, mag bei Autoren besonders naheliegen, die von ihrer Herkunft her grundsätzlich auf der Suche nach Elementen sind, in denen sich das Gegensätzliche zu einer Einheit findet. Ambivalenzen im Verhältnis zu Herkunft, Religion und Sitte sind jedenfalls das fast durchgängige biographische Muster. Der desillusionierende Blick, den Moritz Goldstein den Juden im Unterschied zu den Germanen zuschreibt, ist gleichfalls ein besonderes Moment der Gattungsnähe. In jedem Fall ist Vorsicht

vor solchen Stereotypen geboten.

Das sind wenige absolut notwendige Vorbemerkungen. Unser Abend über jüdische Aphoristiker soll aber nicht in erster Linie zu einem literaturhistorischen Vortrag geraten. Wir wollen die Texte selbst in den Vordergrund stellen. Dabei haben wir uns vorzugsweise nach Aphorismen umgesehen, die sich mit der eigenen Stellungnahme zum Judentum und zur Religion beschäftigen. Ein äußerst knapper und notwendig exemplarischer historischer Überblick wird sie verbinden.

Mit der Aufklärung geht die Emanzipation der Juden in Deutschland im 18. Jahrhundert einher, heraus aus dem Ghetto, heraus aus der jiddischen oder hebräischen Sprache. Moses Mendelssohn ist der erste deutsche Jude, der in seinem Schaffen zur deutschen Sprache übergeht. Christian Wilhelm Dohms Buch „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“ (1781) ist nicht nur für Goethe in dieser Hinsicht „ein unschätzbares Werk“, so kontrovers es auch bis heute diskutiert wird. Erste deutschsprachige jüdische Lyrik und Prosa findet sich in der gleichen Zeit zum Beispiel bei Isachar Falkensohn Behr, dessen „Gedichte von einem polnischen Juden“ (1772) auch durch eine Rezension Goethes bekannter geworden sind. Die beginnende jüdische Emanzipation lässt als Gegenbewegung allerdings sogleich auch vielfach antijudaistische Ressentiments erkennen. Schon 1816 kann man etwas „Über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden“ lesen. Die rechtlichen Grundlagen für die Gleichstellung der Juden sind in Österreich das Toleranzedikt von 1782 und in Preußen als Nachwirkung der französischen Revolution das Emanzipationsedikt von 1812. Die gesellschaftliche Gleichstellung oder gar Integration ist aber damit längst nicht erreicht; der emanzipierte, großbürgerliche, gebildete und reiche Jude erscheint als die Ausnahme.

Wann kann man denn von den ersten deutsch-jüdischen Aphoristikern sprechen?

In der ersten Blütezeit des deutschen Aphorismus um 1800, zur Zeit Lichtenbergs, Goethes, Jean Pauls und der Frühromantiker Novalis und Friedrich Schlegel finden sich noch keine deutsch-jüdischen Aphoristiker. Das ändert sich im frühen 19. Jahrhundert sogleich deutlich: mit Rahel Varnhagen von Ense und vor allem mit Ludwig Börne; im gewissen Sinne gehört auch Heinrich Heine dazu. Alle drei haben sich gekannt – Börne und Heine haben sich auch bekämpft –, alle drei lassen sich taufen.

Für die Berliner Jüdin Rahel Varnhagen (1771-1833) ist eine gesellschaftlich verordnete Minderwertigkeit im doppelten Sinne zeitlebens bestimmend gewesen: neben ihrem jüdischen Erbe ihre Rolle als Frau.

Negerhandel, Krieg, Ehe! – und sie wundern sich und flicken.

In ihren Briefen und Tagebüchern sind oftmals Reflexionen über Jüdisches mit solchen über ihre Situation als

Frau verknüpft. Sie will den Makel abstreifen, den ihre jüdische Herkunft ihr bedeutet, und damit auch dieser männlich orientierten Ordnung entkommen. 1812 erkennt Preußen den Juden die volle staatsbürgerliche Gleichstellung zu; zwei Jahre später lässt sie sich taufen und heiratet den preußischen Diplomaten Karl August von Varnhagen. Auch wenn die gesellschaftlichen Kreise, die in ihrem Salon verkehren, höchst unterschiedlich sind und von höchsten preußischen Adligen bis zu Künstlern reichen, kann ihr aber das Misslingen dieser Assimilation nicht verborgen bleiben.

Es ist ganz einerlei, wie man ist, sobald man nicht sein kann, wie man will.

Ihre Bedeutung in der Gattungsgeschichte wird erst in den letzten Jahren deutlicher erkennbar, auch wenn sie im strengen Sinne keine selbst autorisierten kotextuell isolierten Aphorismen geschrieben hat. Spätestens seit 1816 ordnet sie Teile ihres Werkes so selbst- wie gattungsbewusst in eine Tradition ein, in der sie Lichtenberg und Novalis als Vorläufer sieht. 1829 veröffentlicht Friedrich de la Motte Fouqué anonym „Aus Denkblättern einer Berlinerin“ Texte von ihr, ein Jahr nach ihrem Tod stellt ihr Ehemann im „Buch des Andenkens für ihre Freunde“ Tagebuchauszüge zusammen. Die Verbindung zur französischen Salon-Kultur ist dabei ebenso bemerkenswert wie die Rolle der Selbstbeobachtung und der Zusammenhang von Tagebuch und Brief, spezifisch weiblichen literarischen Ausweichmöglichkeiten, mit dem Aphorismus. Auch dessen Geburt aus Exzerpt und Glosse lassen sich bei ihr besonders gut beobachten; ihre Randnotizen wachsen sich zuweilen zu selbstständigen, in der produktiven Auseinandersetzung entstandenen Aphorismen aus. Sie ist Autorin, sie schafft ein Werk; gleichwohl liegen ihr die Begriffe ‚Werk‘ und ‚Autorschaft‘ fern. Das Selbstdenken, mehr noch: das Selbsterleben und -erleiden ist seine Quelle; der Dialog, ob im Brief, ob im Tagebuch, ist inspirierend.

Man lernt spät lügen und spät die Wahrheit sagen.

Es ist nicht allein sehr schwer, die Wahrheit hier in der Welt zu finden, sondern man muss sie auch noch verleugnen! Denken ist Graben und mit einem Senkblei Messen. Viele Menschen haben keine Kräfte zum Graben, und andere keinen Mut und Gewohnheit, das Blei ins Tiefe sinken zu lassen.

Wir sind eigentlich, wie wir sein möchten, und nicht so, wie wir sind.

Immer Gerechtigkeit für andere: Mut für uns selbst. Das sind zwei Tugenden, worin alle andren bestehen.

Freiheit ist nur, nach seinen eigenen Prinzipien handeln dürfen.

Ludwig Börne (1786-1836) wächst als Löw Baruch im Frankfurter Ghetto auf, in einer wohlhabenden Familie

zwar, aber in der drangvollen Enge dieses mit drei Toren abgeschlossenen „Neu-Ägypten“, das seit über 300 Jahren nicht erweitert worden war und das die Juden nur unter strengen Auflagen verlassen durften. Erst nachdem 1796 eine Feuersbrunst das Ghetto verwüstet hatte, konnten sich die Juden auch anderswo in der Stadt ansiedeln. Börne erlebt die Fortschritte und Rückschritte in Bezug auf die Emanzipation der Juden aus nächster Nähe. 1791 verkündet die französische Nationalversammlung für alle Juden die staatsbürgerliche Gleichberechtigung. Sie gilt im Gefolge der Napoleonischen Kriege auch in Frankfurt. Durch die ihnen gewährte Rechtsgleichheit kann er 1811 im öffentlichen Dienst Polizeiaktuar werden. Börne beschäftigt kritische Studien zu Fragen des Judenbürgerrechts. In seinem kurzen Essay „Juden in der freien Stadt Frankfurt“ spricht er höchst ironisch von den „Auszeichnungen“, die den Juden zuteil wurden.

Mit der neuen Ordnung der Dinge [nach der Schlacht bei Hanau im Oktober 1813] kehrten die Juden in die alte zurück.

Nach dem Wiener Kongress, als die Stadt Frankfurt den Juden das Bürgerrecht wieder entzogen hat, wird er entlassen. In seinem Pass gilt er als „juif de Francfort“. 1818 wechselt er mit der Taufe seinen Namen. In Berlin verkehrt er im Salon von Henriette Herz, der Gattin von Dr. Marcus Herz, einem berühmten Arzt und Philosophen. Es sind jüdische Reformkreise, in denen er sich bewegt, wie Heine, wie Saphir. Die jüdische Herkunft ist für ihn eine zufällige Nebensache, er engagiert sich für die Emanzipation der Juden als Teil der Liberalisierung der deutschen Gesellschaft.

Dann habe ich öfter gegen die Judenverfolgungen geeifert, weil ich mir keine Freiheit denken kann ohne Gleichheit, und weil ich der Richtigkeit meiner Ansicht um so mehr trauen durfte, da ich an den Juden keine hinreißende Liebenswürdigkeit finde, die mein Urteil zu ihrem Besten hätte bestechen können.

Seine scharfe Kritik hat eine antisemitische Gegenkampagne zur Folge, andererseits zeugen satirische Porträts von seiner zweideutigen Haltung gegenüber dem Jiddisch sprechenden Ghetto. Sein Biograph Ludwig Marcuse drückt es treffend so aus: Er kämpfte „gegen die Deutschen, weil sie immer dienten, gegen die Juden, weil sie immer schacherten.“ Kritik an den Juden verbindet sich mit genauester Beobachtung ihrer unzeitgemäßen Unterdrückung.

Die Juden sind der Freiheit viel näher als die Deutschen. Sie sind Sklaven, sie werden einmal ihre Ketten brechen, und dann sind sie frei. Der Deutsche aber ist Bedienter, er könnte frei sein, aber er will es nicht.

Er ist im Ganzen ein wortkräftiger Verfechter des Assimilationsstrebens, auch wenn sich sein Glaube an die völlige Integration der Juden in die deutsch-nationale Gesellschaft später abschwächt. Seine Aphorismen finden sich in zwei 1808 bis 1811 geschriebenen Quartheften erhalten, und er veröffentlicht auch Einzelnes

daraus in Zeitschriften und Sammelbänden. Für seine „Gesammelten Schriften“ stellt er 1829 eine Aphorismensammlung zusammen, und „Fragmente und Aphorismen“ sind auch Teil des Nachlassbandes von 1845.

Die Deutschen bilden sich so viel auf ihre Bescheidenheit ein; das kommt mir vor, als wollte ein Hase mit seiner Furchtsamkeit prahlen.

Der gefährlichste Mensch ist ein furchtsamer; er ist am meisten zu fürchten.

Wir haben wohl manches vor den Tieren voraus; aber es ist nichts im Tiere, was nicht auch in uns wäre.

Die Sitten sind für den Geist, was Kleider dem Leibe sind.

Zwei Themen sind für Börne charakteristisch: die produktive Reibung an den Deutschen und die Reflexion seiner jüdischen Herkunft in Bezug auf eine kosmopolitische Geist-Konzeption. Die geheime Verbindung aller Texte ist der politische Impetus: der unermüdliche, sprachlich inspirierende Kampf gegen die Zensur, der Kampf für Öffentlichkeit und öffentliche Meinung sowie generell für republikanische Freiheiten.

Minister fallen wie Butterbrote gewöhnlich auf die gute Seite.

Leidenschaften der Regierungen zeugen von Schwäche, Leidenschaften des Volkes aber zeugen von Stärke.

Die Freiheiten, die man zu Zeiten dem Volke gestattet, sollten nichts als eine Probe sein, ob wohl die Ketten noch gut anliegen. So geschieht es, dass man eine schon verschlossene Tür wieder öffnet, um zu sehen, ob sie recht verschlossen war.

Alle Narrheit erschöpfen – so gelangt man zum Boden der Weisheit.

Den Mut, „nicht witzig zu sein“, hat er anders als „die Deutschen“ ganz entschieden nicht. Seine witzigen Vergleiche, Wortspiele und Sprachglossen weisen auf Karl Kraus voraus, etwa dort, wo er die deutsche Philosophie satirisch vernichtet, oder dort, wo er von dem eben als dümmlich erwiesenen Begriff des „Preußentums“ aus über Hessentum, Badentum usw. ein ganzes „Thumrecht“ entwickelt. Er besteht auf subjektiver Redlichkeit und Wahrheit:

Was ich immer gesagt, ich glaubte es,

und er setzt auf die Kraft der Emotion:

Ich suchte zu bewegen.

Auch wenn Heinrich Heine (1797-1856) in der Gattungsgeschichte nur eine Rolle am Rande spielt, kann er als Schlüsselfigur für das deutsch-jüdische Verhältnis nicht unerwähnt bleiben.

Der Taufzettel ist das Entre Billet zur Europäischen Kultur.

1912 heißt es in einem Aufsatz „Deutsch-jüdischer Parnass“ von Moritz Goldstein:

Mag man gegen Heine sagen, was man will: er war doch der erste, der das europäische Judenproblem in seiner ganzen Tragik erlebte, dem das Gefühl der Zwiespältigkeit bis in die Fingerspitzen hinein weh getan hat. Damit allein schon war er ein besserer Jude als Moses Mendelssohn.

Heine litt am Judentum und gestand es ein. Darum verkennen ihn die Juden am meisten; denn zu glauben, dass man am Judentum leiden könne, verbietet ihnen ihr Stolz, d. h. ihre Dummheit. Heines Judentum ist Resignation: das unterscheidet ihn ein für alle Mal von uns Nationaljuden. Aber er hatte als einer der ersten Mut und Ehrlichkeit zu seinem Judentum: das macht ihn zu einem Vorkämpfer der jüdischen Zukunft.

Jetzt aber Heine selbst:

Gefährliche Deutsche! Sie ziehen plötzlich ein Gedicht aus der Tasche oder beginnen ein Gespräch über Philosophie. Deutsche - werden nicht besser im Ausland, wie das exportierte Bier – Für die Güte der Republik könnte man denselben Beweis antreten, den Boccaccio für die Religion anführt: Sie besteht trotz ihrer Beamten. Weise erdenken die neuen Gedanken und Narren verbreiten sie. Er lobt sich so stark, dass die Räucherkerzen im Preise steigen. Geld ist rund und rollt weg, Bildung bleibt. Es gibt Leute, welche den Vogel ganz genau zu kennen glauben, weil sie das Ei gesehen, woraus er hervorgekrochen.

Nach und neben Varnhagen, Heine und Börne wären im 19. Jahrhundert vor allem Moritz Gottlieb Saphir (1795-1858) und Berthold Auerbach (1812-1882) zu nennen: Saphir, Prototyp eines als böse und zersetzend angesehenen jüdischen Witzes und gleichzeitig der Prügelknabe der deutschen Antisemiten. Er hält humoristische „Vorlesungen“ in ganz Deutschland; gegen die demokratischen Tendenzen der Zeit zieht er polemisch zu Felde.

Warum ist der Tod der beste Doktor? – Weil er nur eine Visite macht.

Die Ehe ist das Grab der Liebe, und die Frau ist sogleich das Kreuz darauf.

Auerbach ist eine gänzlich andere Erscheinung als Saphir, auch was das deutsch-jüdische Verhältnis betrifft. Er ist der zu Lebzeiten international berühmteste deutsche Schriftsteller! Nach einem abgebrochenen Rabbinerstudium findet er als liberaler kleindeutsch-preußischer Patriot in der deutschen Literatur seine neue säkulare Religion. In einem Essay „Das Judentum und die neueste Literatur“ von 1836 sowie in seinem im Jahr darauf erschienenen Roman „Spinoza“ setzt er sich mit deutsch-jüdischen Themen im Sinne von Reform und Assimilation auseinander. Gegen Ende seines Lebens veröffentlicht er unter dem

Titel „Tausend Gedanken des Collaborators“ (1875) eine Aphorismensammlung.

Die Juden sind Kinder des Mitleids, sie verstehen Leid zu tragen, zu lindern, weit besser, als Freude zu schaffen; die Erinnerung vergangener Gedrücktheit macht sie verständnisvoll für alles Leiden.

Da sind seine Hoffnungen auf eine Integration der Juden als deutsche Bürger schon zunichte geworden.

Es ist zum Verzweifeln. In den Freiesten steckt ein Hochmut und Widerwille gegen die Juden, der nur auf Gelegenheit wartet, um zu Tag zu kommen. Und was soll denn das, dass die Juden sich gut bewähren sollen? Ist das nicht eine Art Inquisition?

Auerbachs Lebensdaten stehen für den Beginn und den Niedergang eines gemeinsamen deutsch-jüdischen Weges, den Beginn 1812 mit den ersten preußischen Emanzipationsgesetzen, den Niedergang durch einen postemanzipatorischen Antisemitismus. Seine aufklärerische Utopie einer versöhnten Gesellschaft ist 1881 nur noch anachronistisch: Sie vereinfacht und verschleiern. Heinrich von Treitschke hat ihn als „Hofjuden“ und „Salontiroler“ verunglimpft und ihm „Confessionslosigkeit“ vorgeworfen. Mit seinem 1879 veröffentlichten Aufsatz löst Treitschke den Berliner Antisemitismusstreit aus. Der Kernsatz daraus wurde im Nationalsozialismus zum Schlagwort.

Die Juden sind unser Unglück.

Zwei Jahre nach Treitschkes Attacke versucht Eugen Dühring in seiner Kampfschrift „Die Judenfrage als Rassen-, Sitten- und Culturfrage“ die sog. „Judenfrage“ als Ausdruck eines unaufhebbaren Rassengegensatzes wissenschaftlich zu begründen. Eine breite Bewegung zur Begrenzung der Judenemanzipation ist die Folge. Die im August 1880 gestartete Antisemitenpetition sollte die Juden von allen hohen Staatsämtern ausschließen und eine angebliche jüdische Einwanderung stoppen. In Frankreich entwickelt sich parallel dazu nach der Verurteilung des Hauptmanns Alfred Dreyfus 1894 wegen angeblichen Landesverrats die Dreyfus-Affäre.

Die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg sind also zum einen bestimmt durch das Klima eines erstarkenden Antisemitismus. Zum andern ist es die Zeit eines neuen jüdischen Selbstbewusstseins. Theodor Herzl (1860-1904) wird mit seinem Buch „Der Judenstaat“ (1896) zum Begründer des Zionismus, der die Juden auf ihren Staat Israel verweist. Martin Buber lernt ihn in Wien persönlich kennen und schließt sich der zionistischen Bewegung an. Er wird spätestens mit seinen „Drei Reden über das Judentum“ von 1911 zur vielzitierten Autorität.

Das Stichwort „Wien“ eröffnet jetzt die Reihe der großen Aphoristiker. Was ist das Besondere an Wien?

Das „jüdische Wien“ ist ein eigenes großes Kapitel. Bis zur Jahrhundertwende ist das liberale jüdische Bürgertum Wiens unangefochten; einzelne Familien werden geadelt und steigen in die höchsten Kreise auf. Assimilation und Taufe sind fast üblich. Durch den Antisemitismus und Pogrome in den östlichen Teilen des Landes kommt es zu einem vermehrten Zuzug von Ostjuden, die von der alt-jüdischen Bevölkerung als fremd empfunden werden. So hat Wien um 1910 nach Warschau den zweitgrößten jüdischen Bevölkerungsanteil. In der deutschnationalen Bevölkerung wird dadurch der Antisemitismus geschürt, eine Weltanschauung, aus der der berüchtigte Bürgermeister Lueger und schließlich auch der junge Hitler hervorgehen. Aber auch Theodor Herzl und der Zionismus gründen hier.

In Arthur Schnitzlers Autobiographie „Jugend in Wien“ bekommt man einen exemplarischen Eindruck in das jüdische Wien der Jahrhundertwende. Schnitzler hat sich von Bindungen an die religiöse Tradition völlig frei gemacht und erlebt den durch die Dreyfus-Affäre belebten europäischen Antisemitismus in besonderem Maße. Herzl kennt er persönlich, und wenn er auch resistent gegenüber allen zionistischen Bestrebungen ist, so hält er doch nicht nur lebenslang an seinem Judesein fest, sondern hat das jüdische Thema auch vielfach in seinem Werk verarbeitet. So in dem Drama „Professor Bernhardt“, in dem eine antisemitische Kamagne in all ihren verdeckten Verästelungen entwickelt wird. Schnitzler verarbeitet darin Erfahrungen seines Vaters, eines Klinikdirektors; das Werk wird von der Zensur verboten. In seinem Schlüsselroman „Der Weg ins Freie“ (1908) entfaltet er ein Gesellschaftsbild seiner Zeit, in dem der jüdische Sozialist und der assimilatorische Anpassler nicht fehlen. 1918 wird in Wien ein jüdischer Nationalrat gebildet. Schnitzler tritt nicht bei.

Wer hat zu entscheiden, wohin ich gehöre? Ich allein.

Aphorismen schreibt Schnitzler (1862–1931) seit dem siebzehnten Lebensjahr. Sein „Buch der Sprüche und Bedenken“ (1927) ist die sorgsam komponierte Auswahl aus seinem gesamten aphoristischen Werk. Schnitzler greift über Kraus als die Vollendung des sprachspielerischen Aphorismus hinweg auf die älteren Traditionen zurück, die sich in Moralistik und Aphoristik bewahrt haben, und ist damit in den wesentlichen Aspekten dessen eigentlicher aphoristischer Gegenspieler. Schon mit dem Titel ist die Grundhaltung, die Spannung zwischen Geltungsanspruch und (Selbst-)Skepsis, aufgenommen. Er führt den Aphorismus auf den Kern zurück, die künstlerische Form eines Gedanken-Erlebnisses. Der durchgängig analytische Ansatz entspricht seiner ambivalenten Haltung und erinnert an die ärztliche Diagnostik. Dieser Arzt ist unerbittlich in seiner Diagnose und äußerst skeptisch, was die Therapie betrifft. Er befasst sich mit dem Menschen in seinem skeptisch-analytischen Zugriff auf das Einzelne weit über das Organische hinaus. Skepsis ist auch

in Fragen der Religiosität leitend.

Es stünde besser in der Welt, wenn nicht jeder Fromme sich an Seelenadel über den Zweifler, – und nicht jeder Zweifler an Klugheit über den Frommen sich erhaben fühlte. Auch der Zweifler kann ein Dummkopf, der Fromme ein Schuft sein – und beide – beides.

Wer Gott glaubt, mag zu ihm beten, wer ihn weiß, dessen Andacht heißt Arbeit.

Erst jenseits der sogenannten Glaubenskongflikte und Grenzstreitigkeiten, also jenseits der Religion und Politik fängt das Denken, das Arbeiten und das Leben an.

Auch das ist Lüge und oft die kläglichste von allen: sich anzustellen, als wenn man einem Lügner seine Lüge glaubte. Eine Illusion verlieren, heißt um eine Wahrheit reicher werden. Doch wer den Verlust beklagt, ist auch des Gewinnes nicht wert gewesen.

Lebensklugheit bedeutet: alle Dinge möglichst wichtig, aber keines völlig ernst zu nehmen.

Duldsamkeit gegenüber der Unduldsamkeit, das ist von allen Verbrechen das schlimmste.

Unduldsamkeit ist das geringere.

Gibt es einen Gott, so ist die Art, in der ihr ihn verehrt, Gotteslästerung.

Die ungelösten Fragen, der Atem der Welt.

Ich bin vielleicht der erste Fall eines Schreibers, der sein Schreiben zugleich schauspielerisch erlebt.

Das aphoristische Schaffen von Karl Kraus (1874–1936) umfasst die Jahre 1906 bis 1919. „Sprüche und Widersprüche“, zusammengestellt aus „Fackel“-Aphorismen, erscheint im März 1909. Es folgen 1912 „Pro domo et mundo“ und „Nachts“ Anfang 1919. Danach veröffentlicht Kraus – abgesehen von kleineren Ausnahmen – keine Aphorismen mehr.

Seine Haltung zum Judentum ist komplex; in den Aphorismen ist es nicht reflektiert. Ab 1899 ist er konfessionslos, 1911 konvertiert er und ist – für zwölf Jahre – katholisch. Theoretisch fordert er die Assimilation, aber er verhält sich – auch – hier widersprüchlich. Die Zionisten bezichtigt er des jüdischen Selbsthasses. ‚Jüdischer‘ Selbsthass ist das Schlagwort, das in diesem Zusammenhang immer wieder gebraucht wird: die Verinnerlichung antisemitischer Klischees, die dann abgespalten und auf andere Juden angewandt werden. Seit Anton Kuhs „Juden und Deutsche“ (1921) und Thedor Lessings Buch mit dem gleichnamigen Titel von 1930 bestimmt es die Debatte. 1934 bekennt sich Kraus als Reaktion auf die politischen Entwicklungen wieder explizit zum Judentum.

Kraus stellt seine drei Bände wie üblich nach Themen zusammen. Was er sagt, verbindet ihn in großem

Maße mit der durchschnittlichen Aphoristik, *wie* er es sagt, hebt ihn in größerem Maße aus ihr heraus.

Ich beherrsche nur die Sprache der andern. Die meinige macht mit mir, was sie will.

Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück.

Das Satirisch-Kämpferische dominiert. Die Aphorismen über den Aphorismus entwickeln ein Gattungsverständnis, das Kunstcharakter und Weltanschauung, Ästhetik und Ethik in engste Verbindung bringt und von der Satire her auf Kernbegriffen wie Gedanke, Erlebnis und Persönlichkeit basiert. Man darf und muss Kraus einen Erlebnis-Aphoristiker nennen; sein Erlebnis ist ganz und gar „Spracherlebnis“.

Die Erlebnisse, die ich brauche, habe ich vor der Feuerwand, die ich von meinem Schreibtisch sehe. Da ist viel Platz für das Leben, und ich kann Gott oder den Teufel an die Wand malen.

Die künstlerische Mitte, aus der heraus er produktiv wird, ist mehr noch als die Satire die Sprach(gebrauchs)kritik. Alle Themenfelder, von der Presse bis zum Krieg, durchzieht sie. Die klassischen ‚Mittel des Aphorismus‘ bestimmen seine Texte: Vergleich, Definition, Antithese, Chiasmus, Paradoxon, Oxymoron, Wortspiel, Amphibolie, Paronomasie, Sprichwortvariation, Zitat. Kraus ist ein Aphoristiker von hohen Graden, mindestens so sehr durch das, was er sagt, als durch das, was er nicht *nicht* sagt, aber doch ungesagt lässt. Und der andere Aspekt, der seine Aphoristik auszeichnet: sie ist geschriebene Schauspielkunst, ist von der Schmiere des Kalauers bis zum Staatstheater seiner unsterblichen Prägungen von Effekt und Pose bestimmt.

Nicht alles, was totgeschwiegen wird, lebt.

Satiren, die der Zensor versteht, werden zu Recht verboten.

Der Skandal beginnt, wenn die Polizei ihm ein Ende setzt.

Die Einsamkeit wäre ein idealer Zustand, wenn man sich die Menschen aussuchen könnte, die man meidet.

Man glaubt gar nicht, wie schwer es oft ist, eine Tat in einen Gedanken umzusetzen!

Herr, vergib ihnen, denn sie wissen, was sie tun!

Leute, die über den Wissensdurst getrunken haben, sind eine gesellschaftliche Plage.

„Sich keine Illusionen mehr machen“: da beginnen sie erst.

Neben Wien ist Prag zu nennen. Aus dem Prager Judentum stammen zahlreiche deutsch-jüdische Aphoristiker. Prag besitzt schon im 11. Jahrhundert eine bedeutende Judengemeinde. Unter Joseph II. beginnt die Emanzipation für die Juden Böhmens mit dem Edikt von 1781; vollständige rechtliche Gleichstellung erreichen sie in der Verfassung von 1849, die sie auch von wirtschaftlichen Zwängen befreit.

In zukunftsweisenden Bereichen gewinnen sie eine führende Stellung. Ihr Aufstieg wird als jüdisches Wirtschaftswunder bezeichnet. Zur Assimilation aber kommt es nicht; man musste in Österreich der deutschen oder tschechischen oder ungarischen Nation angehören. Sie zählen sich zu den Deutschen, der tschechische Nationalismus sieht in ihnen seinen Hauptfeind. Der Antisemitismus wächst. Um 1900 gibt es deutsche Massenversammlungen, die antitschechisch und antisemitisch zugleich sind. Die Juden ziehen sich ins Privatleben zurück, hoffen auf den Kaiser, einige sehen im Zionismus ihre Zukunft. Die Prager Juden galten als Angehörige des deutschen Kulturbereichs. Um 1900 waren sie fast alle sog. Vier-Tage-Juden, die die höchsten religiösen Feiertage und (Kaisers Geburtstag) begingen, ansonsten aber ihrer Religion weitgehend entfremdet waren, so auch Kafkas und Brods Eltern. Mit Kriegsbeginn kommen Tausende ostjüdischer Flüchtlinge nach Prag; sie bleiben für die Prager deutschen Juden bei aller Hilfsbereitschaft fremd.

Zwei Aufgaben des Lebensanfangs: Deinen Kreis immer mehr einschränken und immer wieder nachprüfen, ob Du Dich nicht irgendwo außerhalb Deines Kreises versteckt hältst.

Das ist nun ein völlig anderer Ton als bei Kraus. Franz Kafka (1883–1924), der einem assimilierten jüdischen Elternhaus entstammt, hat sich stets als entwurzelt, traditions- und zukunftslos betrachtet und in dem Sinne formuliert:

Ich bin der westjüdischste.

Nach Bubers „Drei Reden über das Judentum“ 1911 in Prag führt Kafka mit seinem zionistischen Freund Max Brod und den anderen Prager deutsch-jüdischen Schriftstellern intensive Diskussionen zu diesem Thema. Einblick in die ostjüdische Geisteswelt bekommt er durch eine Theatertruppe, und er ist begeistert. Eine der Folgen ist die Rede über die jiddische Sprache von 1912. Er wandelt sich zum bewussten Juden, der sich gegen die Assimilation der Vätergeneration wendet. Typisch für sein Schreiben ist dennoch die Formulierung seiner deutsch-jüdischen Doppelbindung in vier Unmöglichkeiten: nicht zu schreiben, nicht deutsch zu schreiben, anders (also hebräisch) zu schreiben, westjüdische Unmöglichkeit. Kafka nähert sich dem Zionismus und beginnt, Hebräisch zu lernen. Mit seiner Braut Felice schmiedet er Reisepläne nach Palästina. Die Auswanderungspläne verstärken sich, als er über Dora Diamant, die Partnerin seiner letzten Lebensjahre, die aus einer ostjüdischen Familie stammt, noch mehr Einblick in diese Sphäre erlangt.

Kafka hat keine Aphorismen veröffentlicht, er hat auch keine Texte hinterlassen, die er mit diesem Gattungsbegriff bezeichnet hätte. Seine Aufzeichnungen sind aber teilweise unbestreitbar von dieser Art. In Zürau stellt er 1917/18 unter dem Eindruck der diagnostizierten Tuberkulose und der unausweichlichen

Trennung von Felice eine unbetitelte, nummerierte Aphorismensammlung zusammen:

Betrachtungen über Sünde, Leid, Hoffnung und den wahren Weg:

So fest wie die Hand den Stein hält. Sie hält ihn aber fest nur um ihn desto weiter zu werfen. Aber auch in jene Weite führt der Weg.

Er frißt den Abfall vom eigenen Tisch; dadurch wird er zwar ein Weilchen lang satter als alle, verlernt aber oben vom Tisch zu essen; dadurch hört dann aber auch der Abfall auf.

Wer sucht, findet nicht, wer nicht sucht, wird gefunden.

Ein Käfig ging einen Vogel suchen.

Du bist die Aufgabe. Kein Schüler weit und breit.

Der Geist wird erst frei, wenn er aufhört, Halt zu sein.

Der Gegensatz zu Kraus' Paradoxie ist dabei besonders wichtig. Von Kafka empfängt die Gattung entscheidende neue Impulse: das Ende aller Lebensweisheit, ein neuer autonomer Bild-Aphorismus. Jüdische Fragen sind dabei fast immer berührt, aber nur implizit und parabolisch, so in den Fragen der Schuld, des Nichts und des Bösen. Er sucht neue Geborgenheit in einer religiösen Gemeinschaft.

Er hat das Gefühl, dass er sich dadurch, dass er lebt, den Weg verstellt. Aus dieser Behinderung nimmt er dann wieder den Beweis dafür, dass er lebt.

Die antisemitischen Äußerungen, wie sie vermehrt seit der Jahrhundertwende zu vernehmen sind, werden immer hasserfüllter. Das scheinbar Fremde im Aphorismus wird gegenüber dem Volkstümlichen strikt abgelehnt, und dazu gehört neben dem Französischen auch das Jüdische im eigenen Volk. Eine gattungsnationalistische Betrachtungsweise bereitet die literarische und dann auch physische Ausgrenzung der deutsch-jüdischen Aphoristiker vor. Bei Adolf Bartels heißt es 1921 knapp: „Karl Kraus, Jude“, ohne dass die drei Aphorismenbände auch nur genannt würden.

Walter Rathenau, nicht nur einer der führenden Industriellen des Deutschen Reiches, Schriftsteller und Politiker, sondern auch Aphoristiker, ist eines der ersten Opfer. 1922 wird er als Außenminister der Weimarer Republik ermordet.

In den Jugendjahren eines jeden deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert: wenn ihm zum ersten Male voll bewußt wird, daß er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist und keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.

In der Folge dieser Ausgrenzung ist die deutsch-jüdische Aphoristik des 20. Jahrhunderts von Exil und KZ

her zu bestimmen. Das im Einzelnen zu dokumentieren ist mehr als bestürzend. Nur wenige Beispiele: Paul Nikolaus Cossmann (1869–1942) gehört mit seinen „Aphorismen“ (1898; 2. Auflage 1902) zu den Autoren, die die klassische Moralistik weiterführen. Er kommt 1942 in Theresienstadt um. Salomon Baer-Oberdorf (1870–1940), ein Münchner Arzt und Aphoristiker, stirbt 1940 im südfranzösischen Internierungslager Gurs. Arno Nadel, Kantor und Organist in der Synagoge – sein Aphorismenbuch „Aus vorletzten und letzten Gründen“ (1909) vergleicht die zeitgenössische Kritik immerhin mit den gleichzeitig erschienenen „Sprüchen und Widersprüchen“ von Kraus –, wird 1938 ins KZ eingeliefert und 1943 ebenso in Auschwitz ermordet wie Alfred Grünwald, der mit den Aphorismen seiner „Ergebnisse“ von 1921 in der Nachfolge von Kraus steht, und der Bestsellerautor Georg Hermann, der auch aphoristische „Randbemerkungen“ verfasst hat. Kurt Tucholsky nimmt sich 1935 im schwedischen Exil das Leben, Walter Benjamin 1940 auf dem Weg über Spanien in die USA, Egon Friedell nach dem sogenannten Anschluss 1938 aus Angst vor der Verhaftung.

Die Aphoristik jüdischer Autoren stellt einen überproportional großen Anteil an der Aphoristik des Exils. Und sie steht auch in besonders engem Zusammenhang. Zu denken ist an die persönlichen Beziehungen der langjährigen Freunde Werner Kraft und Ludwig Strauß, an die literarischen Franz Baermann Steiners zu Kafka, Felix Pollaks zu Kraus, Werner Krafts zu Kraus wie Kafka, an den Einfluss Canettis auf Franz Baermann Steiner, auch an Steiners Verbindung zu Erich Fried um 1950, ebenso zu Tuvia Rübner, der wiederum das Werk Strauß' mit herausgibt (auch dessen Briefwechsel mit dem Schwiegervater Martin Buber). Über diesem Beziehungsgeflecht darf man das breite Spektrum in Bezug auf das jüdische Bewusstsein nicht übersehen; es reicht von Baermann Steiner, dem gläubigen Juden, über den bewussten Zionisten Strauss bis zu Kraft. Es mag Sie überraschen, dass auch Paul Celan, Ilse Aichinger und Günter Kunert nicht nur biographisch hier ihre Wurzeln haben, sondern auch mit Teilen ihres Werkes hierhergehören. Aber hier ist nicht der Platz für eine historische Darstellung, deshalb nur eine Anekdote von Werner Kraft:

Die neue Wirklichkeit. Als gejagt von Hitler die Juden nach Palästina kamen, kaum noch lebendiges Strandgut, war Ludwig Strauss in dem Kinderdorf Ben Schemen unter denen, die der Jugend Unterricht gaben. Einmal stellte er in einer Gruppe die Frage, ob jemand wisse, was Weimar sei, und erhielt blitzschnell die Antwort: „Eine Stadt in der Nähe von Buchenwald.“

Und natürlich aphoristische Kommentare. Max Jacob Friedländer:

Antisemitismus hat das Judentum konserviert. Ich wäre kein Jude mehr, wenn der Antisemitismus nicht gewesen wäre.

Werner Kraft:

Erst nach 1933 wusste ich endgültig und für immer, dass ich kein Deutscher war, dass ich ein Jude bin.

Alfred Polgar:

Die zufällig nicht umgebracht wurden, müssen ihren Frieden machen mit denen, die zufällig nicht mehr dazu gekommen sind, sie umzubringen.

Emigranten-Schicksal: Die Fremde ist nicht Heimat geworden. Aber die Heimat Fremde.

Raoul Auernheimer:

In der Emigration werden die Charaktere durchsichtig. Darum, unter anderm, ist sie so schwer zu ertragen.

Anton Kuh:

„Sind die Juden intelligent?“ „Wenn ja, rettet Euch. Es ist höchste Zeit!“

Felix Pollak:

Mit Grund glücklich sein kann man überall. Aber nur wo man grundlos glücklich sein kann, dort ist Heimat!

Franz Werfel:

Vielleicht ist es gottgewollte Erziehung durch das Exil, dass die unabänderlich Emigrierten Heimat nur mehr in der Form des Heimwehs besitzen dürfen. [...] Das Exil aber, als Gleichnis der Seele gesehn, ist ein Zustand, in dem es kein Zurück mehr gibt, denn der Wegweiser, auf dem geschrieben steht ‚Nach Hause‘, zeigt immer nur vorwärts.

Theodor W. Adorno:

In der Erinnerung der Emigration schmeckt jeder deutsche Rebbraten, als wäre er vom Freischütz erlegt worden.

Ludwig Marcuse:

Auschwitz. Auschwitz im Geflügelten Wort ist ein Mangel an Ehrfurcht vor denen, die dort verbrannt wurden.

Halbemigrant. Analog zum zwielichtigen Wort ‚Halbjude‘ sollte man das ebenso zwielichtige Wort ‚Halbemigrant‘ prägen.

Heinz Pol:

Die Zeit heilt alles, außer den Wunden, die sie uns geschlagen.

Besonders intensiv Franz Baermann Steiner:

Ich habe meine Heimat verloren, wie man ein Buch verliert. Endlich habe ich festgestellt, dass es ein ganz seltenes Buch war. Also auf einen Neudruck warten.

Der Judenbass der englischen Katholiken ist von einer besondren Sorte: sie hassan im Juden alle Züge, die sie bei der mächtigen puritanischen Mehrheit hinnehmen müssen.

Es ist erstaunlich, wie die Engländer durch eine einzige Entscheidung – den Judenstaat in Palästina zu verhindern – ihr Imperium zerstörten. [...] Das asiatische Gefühl der Juden ist erst in seinem antienglischen Stadium entstanden.

Es ist mit sechs Millionen Toten erkaufte.

Das Wiedererstehen des Tempels wollen die Europäer verhindern. So gleicht das Ende dem Anfang: Kampf in Palästina. Zu diesem Kampf werden die Juden gezwungen, sie führen ihn, ob sie wollen oder nicht. Sie werden siegen, auch wenn sie schwach sind, so ist die Geschichte.

Der Wunsch nach einem modernen jüdischen Nationalstaat in Palästina, aus dem um seiner Homogenität willen die Araber vertrieben werden, verstößt gegen jüdische Grundprinzipien. [...] Das Judentum steht und fällt [...] mit dem ‚Fremden in seiner Mitte‘.

Immer, wenn die Juden ein Volk sein wollen, wie alle anderen, hören sie auf, ein Volk zu sein oder wird ihr Volksein bedroht. Darin liegt auch die Entscheidung, die die modernen jüdischen Nationalisten scheuen.

Einer muss – wenigstens kurz – besonders erwähnt sein, allein weil er in diesem Jahr ein Jubiläum feiert: Kurt Tucholsky, vor 125 Jahren geboren, der Journalist, Lyriker und Essayist, die wichtigste Gegenstimme gegen den konservativen Aphorismus der Weimarer Republik:

Nie geraten die Deutschen so außer sich, wie wenn sie zu sich kommen wollen.

Jede Glorifizierung eines Menschen, der im Kriege getötet worden ist, bedeutet drei Tote im nächsten Krieg.

In Europa ist viel über den Krieg nachgedacht worden. Die Engländer taten es vorher, die Franzosen während des Krieges, die Deutschen nachher.

Ab 1913 veröffentlicht Tucholsky in der „Schaubühne“, später „Weltbühne“, seine Aufsätze, Kommentare, Kritiken und Gedichte. Seine Aphorismenreihen erscheinen ab Mitte der 1920er Jahre unter Titeln wie „Schnipsel“ oder „Schnitzel“. 1935 hat er sich im schwedischen Exil das Leben genommen. „Jüdischer Selbsthass“ ist auch ihm angesichts seiner vielen kritischen Äußerungen vorgehalten worden.

Mein Weltbild ist mir fast von der Wand gefallen.

Je engstirniger, je kleiner, je schmalhorizontiger der Standpunkt eines Menschen ist, um so unnachgiebiger wird er vertreten.

Besser Vater der Vergangenheit als nur Kind seiner Zeit.

Der Mensch hat zwei Beine und zwei Überzeugungen: eine, wenns ihm gut geht, und eine, wenns ihm schlecht geht. Die letztere heißt Religion.

Der bekannteste Name ist natürlich der Elias Canetti (1905–1994). Canetti schreibt neben seiner zwanzig Jahre langen Arbeit an der Studie über Masse und Macht seit 1933 nahezu täglich Aufzeichnungen nieder, da er sich größere fiktionale Arbeiten in dieser Zeit verbietet. Diese Praxis behält er bis zum Ende seines

Lebens bei. In seiner eigenartig distanzierten frühen Bilanzierung der Judenvernichtung drückt sich auch der Machtanalytiker aus:

Die Leiden der Juden waren eine Institution geworden, aber sie hat sich überlebt. Die Menschen wollen nichts mehr davon hören. Mit Staunen haben sie davon Kenntnis genommen, dass man die Juden ausrotten könnte; sie verachten, ohne es vielleicht selber zu merken, die Juden jetzt aus einem neuen Grund. Gas ist in diesem Krieg verwendet worden, aber nur gegen die Juden, und sie waren hilflos. Dagegen hat auch das Geld, das ihnen früher Macht gab, nichts vermocht. Die Degradierung ist gelungen; bei den anderen, die es vernommen haben, werden die Spuren davon schwerer zu verwischen sein als bei den Juden selbst. Jeder Akt der Macht ist zweischneidig; jede Erniedrigung steigert die Lust dessen, der sich überhebt, und steckt andere an, die sich ebenso gern überheben möchten. Die sehr alte Geschichte der Beziehung anderer Menschen zu den Juden hat sich grundlegend verändert. Man verabscheut sie nicht weniger; aber man fürchtet sie nicht mehr. Aus diesem Grund können die Juden keinen größeren Fehler begehen, als die Klagen fortzusetzen, in denen sie Meister waren und zu denen sie jetzt mehr als je Anlass haben.

Er reflektiert dabei immer wieder auch seine Stellung zum Judentum, auch von der Sprache her, in der schreibt. Auch in seinem übrigen Werk, so in der Autobiographie und in „Masse und Macht“, ist das Jüdische immer wieder thematisiert.

Canetti ist in Bulgarien aufgewachsen; die Muttersprache des sephardischen Juden ist das judenspanische Ladino. Er steht von früh auf zwischen der Mutter, die die ostjüdische Tradition verachtet und die jüdischen Gebote außer Geltung setzen will, und dem orthodoxen Großvater. Zwischen 1912 und 1916 und nach 1924 lebt er in Wien, zwischenzeitlich auch in Deutschland. Kraus, dessen Vorlesungen er besucht und den er zeitweise verehrt, ist für ihn der klassische Fall jüdischen Selbsthasses in der Interpretation Weiningers. 1938 muss er nach London emigrieren; dort ist er unter anderem mit Franz Baermann Steiner und Erich Fried befreundet. Mit dem Zionismus wird er in der eigenen Familie konkret konfrontiert; das Kapitel „Der Redner“ im zweiten Teil der Autobiographie „Die Fackel im Ohr“ berichtet eindrucksvoll von der Auswanderungsstimmung. Er kann ihm aber nichts abgewinnen, Fragen der Assimilation spielen eine viel wichtigere Rolle. Er ist aber auch nicht einfach ein Assimilant in der Tradition des liberalen Judentums. Der Kern seines Judentums liegt in der Bibel, als große Literatur, nicht als religiöses Gesetzeswerk verstanden.

- 1942:

Es wird noch Juden geben müssen, wenn der letzte Jude ausgerottet ist.

August 1945:

Hitler müsste jetzt als Jude weiterleben.

1944:

Die größte geistige Versuchung in meinem Leben, die einzige, gegen die ich sehr schwer anzukämpfen habe, ist die: ganz Jude zu sein. [...] Ich habe meine Freunde verachtet, wenn sie sich aus den Verlockungen der vielen Völker losrissen und blind wieder zu Juden, einfach Juden wurden. Wie schwer wird's mir jetzt, es ihnen nicht nachzutun.

Soll ich mich den Russen verschließen, weil es Juden gibt, den Chinesen, weil sie ferne, den Deutschen, weil sie vom Teufel besessen sind? Kann ich nicht weiterhin allen gehören, und doch Jude sein?

Die Sprache meines Geistes wird die deutsche bleiben, und zwar weil ich Jude bin. Was von dem auf jede Weise verheerten Land übrig bleibt, will ich als Jude in mir behüten. Auch ihr Schickal ist meines; aber ich bringe noch ein allgemein menschliches Erbteil mit. Ich will ihrer Sprache zurückgeben, was ich ihr schulde. Ich will dazu beitragen, daß man ihnen für etwas Dank hat.

Seit 1973 („Die Provinz des Menschen“) erscheinen seine Aufzeichnungen, aus denen diese Texte stammen. Sie bilden nach Lichtenberg, Nietzsche und Kraus den vierten Höhepunkt in der deutschsprachigen Gattungsgeschichte. Canetti will nicht nur jeweils „so knapp sein“, dass er zu keinem Zeitpunkt aus einem Zusammenhang herausgerissen werden kann, er will sich sogar des Todes durch die ‚Dichte‘ seiner Aufzeichnungen erwehren. Aus dem klassischen Affekt des Aphoristikers gegen das System, der sich bei ihm über Jahrzehnte hinweg verfolgen lässt, geht der Aphorismus als die Form der Verwandlung hervor. Von welcher Seite immer man sich Canettis Aufzeichnungen nähert, ob von Gattungsfragen her, ob von Motivuntersuchungen (die Mythen und die Tiere, Macht und Masse, Sprache, Tod und Todeshass) oder Formaspekten: man stößt in ein Zentrum vor, in dem sich lebendiger Einzelsatz und Verwandlung mit dem Hass auf den Tod als Hass gegen Systeme und Mythos zusammenfinden und in dem sich der Aphorismus als von unumstößlicher innerer Notwendigkeit erweist.

So sprechen, als wäre es der letzte Satz, der einem erlaubt wäre.

Manches spricht man bloß aus, um es nicht mehr zu sehr zu glauben.

Er erkannte die Wirkung seiner Worte und verlor dadurch die Sprache.

Ich will mich so lange zerbrechen, bis ich ganz bin.

Der Gedankenheuchler: Immer wenn eine Wahrheit droht, versteckt er sich hinter einem Gedanken.

Man spielt mit Gedanken, damit sie sich nicht ineinanderfügen.

Er bemüht sich, immer weniger zu wissen, und muss dazu eine Menge lernen.

Die Klugen klagen sich glücklich.

Es ist vor allem immer wieder die eigene Bildlichkeit, die das Besondere von Canettis Aphorismus ausmacht

und zu wirklichen Neuschöpfungen führt.

Er zog sich zu Draht aus und flocht sich einen Käfig.

Man zahlt viel für die falsche Bemalung des Glücks.

Sie ist der genuine sprachliche Ausdruck einer Aphoristik, die gegen System und gegen den Tod auf Dichte, Lebendigkeit und also Verwandlung besteht. Canettis Rang innerhalb der Gattungsgeschichte begründet sich darin, dass er sich ihre Elemente und Motive an- und einverwandelt und sie durch diese Verwandlung lebendig macht.

Der Biochemiker, Aphoristiker und Essayist Erwin Chargaff (1905–2002) entstammt einer jüdischen Familie aus Czernowitz. 1914 besetzen die Russen Czernowitz, die Familie geht nach Wien, das er als Heimatstadt betrachtet.

Warum sehen jüdische Tempel immer wie Bureaus aus, in denen Gott amtiert.

In seiner Jugend hört er Kraus Börne lesen, ein unvergesslicher Augenblick. Zwischen 1920 und 1928 hört er fast alle Vorlesungen von ihm und bezeichnet ihn als seinen „einzigen Lehrer“. Er verlässt Deutschland 1933 und emigriert über Paris in die USA, wo er schon zuvor gelehrt hat und von wo er 1930 zurückgekehrt ist, eine Ratte, die das sinkende Schiff betritt, wie er schreibt.

Auswanderung ist immer eine Amputation; sie mag lebensrettend sein, aber man bleibt ein Krippel.

Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen seines eigenen Blutes gesalbt ist.

Die Zeiten waren so, daß er sein Haus bauen mußte an der Kreuzung von Witz und Auschwitz.

Wann immer die deutsche Sprache ihren schönen Mund für mich aufzut, fallen die Goldzähne von Belsen heraus.

Durch Leiden wurde das Judentum nicht bewahrt, sondern zersetzt; so wie der Essig den Leichnam des Friedrich Barbarossa nicht präservierte.

Er lehrt und forscht bis zu seinem bitteren Abschied 1974 an der New Yorker Columbia Universität. Dort schafft er die Grundlagen für das Doppelhelix-Modell der DNS (Watson und Crick bekommen den Nobelpreis dafür). 1981 sammelt er die „Bemerkungen“ aus seinen Notizbüchern seit dem zwanzigsten Lebensjahr, 1993 schließt er „Nachträgliche Bemerkungen“ für die Jahre 1981 bis 1993 an. Die bis ins Apokalyptische getriebene Zivilisations- und Zeitkritik führt zu ebenso prägnanten wie einsichtsvollen Aphorismen, deren Analyse nicht weiter auf den Kern gebracht werden kann. Natürlich kreisen Chargaffs aphoristische Überlegungen zuallererst um die moderne Leitwissenschaft der Biochemie und die Naturwissenschaft überhaupt. Es gibt keinen zweiten Entdecker seines Ranges, der gleichzeitig über sein

Schaffen in dieser Weise reflektieren und die Ergebnisse gedanklich und sprachlich dergestalt pointieren könnte. Hier hat er besondere, ja singuläre Autorität.

Wir werden mit dem Tod im Zellkern geboren.

Es ist ein häufiger Fehler in den Naturwissenschaften, den Schluss als Beweis für die Prämissen zu betrachten.

Immer mehr aus immer weniger ist die Regel der Natur.

Oft wird das Erklärliche erst durch die Erklärung zum Unerklärlichen.

Er ist aber niemals nur fachwissenschaftlich orientiert; er betreibt immer zugleich eine Lebensphilosophie, aber eine, die das Leben von der Zelle aus betrachtet: nicht von einer Idee her, sondern von der konkreten Materie aus. So sind seine Aussagen über die Natur, wie sie sich durch die Jahre verfolgen lassen, von nicht zu überschätzendem Wert für das Gespräch zwischen den beiden Kulturen, zu denen er in gleich hoher Kompetenz beiträgt. Sein Aphorismus gründet auf Logik und Wissenschaft und kritisiert sie mit den Mitteln der Literatur. Das ist noch die Sprachschule von Karl Kraus, die *vor* der naturwissenschaftlichen liegt; aber der Schüler hat von dessen Witz aus einen weiten eigenen Weg zurückgelegt. Zu jüdischem Glaubensleben ist eher Distanz zu erkennen. Die Erfahrungen des emigrierten Juden sind häufig reflektiert.

Der Krieg in Vietnam: Auschwitz auf Ratenzahlung.

Israel: Das gebrannte Kind schürt das Feuer.

Fünftausend Jahre sind die Juden ohne Beichte ausgekommen. Dann kam Freud, dann Hitler.

Dass Gott tot ist, wird gerne von denen ausgestreut, die sein Erbe anzutreten hoffen.

Das Gute, von den Schlechten als gut erkannt, wird schlecht.

Wir haben den Glauben verloren, weil wir Berge versetzen können.

Auch Gabriel Laub (1928–1998), so verschieden sein Lebensweg und sein Schicksal von den in Deutschland oder Österreich Geborenen auch ist, kommt in einer Geschichte des deutsch-jüdischen Aphorismus ein wichtiger Platz zu. Laub flieht 1939 mit seinen Eltern wegen der jüdischen Herkunft der Familie vor den Deutschen in die Sowjetunion, nach der Niederschlagung des Prager Frühlings nach Deutschland. In seinen auf Deutsch erschienenen Aphorismensammlungen wie „Erlaubte Freiheiten“ (1975) oder „Das Recht, recht zu haben“ (1979) bekennt er sich ausdrücklich zu Stanislaw Jerzy Lec als zu seinem Lehrer, dem polnisch-jüdischen Aphoristiker, der über seine deutschen Übersetzungen in den sechziger und siebziger Jahren zu internationalem Ruhm kommt.

Traum des Aphoristikers: dass seine Aphorismen noch hundert Jahre später auf Zensurschwierigkeiten stoßen.

Aphorismen: Gedankensplitter, die ins Auge gehen.

Systemunterschiede: Die einen vergewaltigen, die anderen prostituieren.

Wir haben kollektiv beschlossen, individuell zu denken.

Ein vernünftiger Mensch kann unmöglich an die Vernunft glauben.

Laubs Aphorismen sind in jedem Fall mehr von der Pointe als von der originären Durchdringung bestimmt. Der Exulant kann aus eigener Anschauung Ost und West genausogut auseinanderhalten wie zusammensehen. Der fremde Blick schärft die Beobachtung und dann auch die sprachliche Verarbeitung. Laub nutzt dazu konsequent die Mittel der Dialektik; in der Politik findet sein dialektisches Denkverfahren zu den besten Ergebnissen. Wie weit sich darin auch Spuren des scharfsinnigen, am Studium des Talmud geschulten jüdischen Witzes erhalten haben, der ja immer eine Kritik enthält, sei sie philosophisch-religiöser, sei sie politisch-sozialer Art: das muss Spekulation bleiben. Die Hinwendung zum leichten Effekt, in den späteren Bänden unübersehbar, mag jedenfalls mit kreativer Erschöpfung zusammenhängen, die die Gesetze des Marktes nicht zulassen.

Sein Pessimismus war so groß, daß er sich für einen Optimisten hielt.

Endet die Revolution mit dem Sieg, endet mit dem Sieg die Revolution.

Das Verbot, ein Land zu verlassen, ist das Verbot, freiwillig in diesem Land zu leben.

Alle Macht geht vom Volke aus und kommt nie wieder zurück.

Er tat, was er konnte, um zu verbergen, dass er nicht konnte, was er tat.

Manchmal braucht man viel Mut dazu, kein Held zu werden.

Wer wird die Welt von den Erlösern erlösen?

Kein Werk ist so ausschließlich von der jüdischen Tradition geprägt wie das von Elazar Benyoëtz, der 1937 in Wiener Neustadt geboren ist und mit den Eltern zwei Jahre später nach Israel emigriert. Seine Muttersprache ist das Hebräische, die Vatersprache ist Deutsch. Mit 16 Jahren nimmt er das Selbststudium der deutschen Literatur auf; seit 1957 erscheinen mehrere Lyrikbände, auch erste Aphorismen auf Hebräisch. Er ist schon in jungen Jahren ein erfolgreicher israelischer Lyriker, ehe er 1963 für einige Jahre nach Deutschland geht, um dort vorwiegend wissenschaftlich-bibliographisch zu arbeiten. In Israel wird er dafür stark angefeindet. Seit 1969 lebt er wieder in Jerusalem.

Er debütiert als deutschsprachiger Aphoristiker 1969 und kann in regelmäßiger Folge Aphorismenbände veröffentlichen. Sie erscheinen bei Hanser, dem Verlag, in dem die diversen „Unfrisierten Gedanken“

Stanislaw Jerzy Lec' seit 1960, die Aufzeichnungen Elias Canettis seit 1965 und die Aphorismen Gabriel Laubs seit 1969 veröffentlicht werden; als Gegenspieler von Lec hat sich Benyoëtz denn auch sehr bald empfunden. Die Kontakte nach Deutschland, Österreich und in die Schweiz, in Briefen oder auf (Lese-) Reisen, bleiben vielfältig und eng.

Zu den Fragen seines literarischen Werdegangs hat sich Benyoëtz gelegentlich selbst geäußert. In Bezug auf seine Muttersprache heißt es da in poetischer Umschreibung:

Der Fluß der hebräischen Rede spülte mich weit weg vom sich verlierenden deutschen Ufer.

Und weiter:

Wenn ich in meinem Leben je etwas groß liebte, so war es die ganze hebräische Sprache, vom ersten Buchstaben an.

Auf der anderen Seite sagt er, kaum weniger emotional gefärbt:

Die mich heimsuchende deutsche Sprache bescherte mir Augenblicke eines hohen dichterischen Glücks.

Später ergänzt er:

Mein Deutsch, im stechenden Glanz Jerusalems sich windend, hat seine rhein-jüdischen Quellen.

Als Fazit seiner Doppelsprachigkeit sieht er eine gewisse Gespaltenheit:

Mein ganzes Bewusstsein ist gegen mich, und mit diesem gegen mich gerichteten Bewusstsein wehrte und wehre ich mich dagegen, ein deutscher Dichter zu sein.

Das Judentum ist bei allen Fäden in die Geschichte der Gattung hinein schon allein deshalb entschieden eher als das eigen-artig Neue zu verstehen, weil hier kein deutscher Jude mehr schreibt wie noch Strauss oder Kraft, sondern ein Israeli sich an deutsche Leser wendet:

An die Deutschen: Sammelt unsere Tränen, nicht unsere Witze!

Der Jude und die Wunde Deutschland: das zieht sich denn auch als Tenor durch die Rezensionen. Im Bewusstsein der gescheiterten Assimilation schreibt er die jüdische Überlieferung in deutscher Sprache fort, in der Tradition der Juden im 19. Jahrhundert, die einen dritten Weg zwischen Assimilation und orthodoxer Abgrenzung suchen.

Der Band „Treffpunkt Scheideweg“ (1990) eröffnet eine Reihe neuartig strukturierter Bände, in denen neben Aphorismen tagebuchähnliche Kurzberichte, Lektürekomentare und literarhistorische Exkurse, Lyrik und Briefauszüge, Zitate und Selbstzitate zusammengestellt sind. Er hat ausschließlich die verloren gegangene deutsch-jüdische Symbiose zum Thema. Benyoëtz' Haltung kommt in der Neuschöpfung „Identitätschung“ am besten zum Ausdruck. So überschreibt er den Text einer Lesung in seiner Geburtsstadt 1995. Er führt in seiner Literatur zusammen, was für immer entzweit ist. Uneindeutigkeit, und eine auf hohe

und glückliche Weise produktive, tut sich auch darin kund, insofern er mit der Wahl der Sprache, aber auch durch die Intensität, in der er die deutsch-jüdische (Literatur-)Geschichte aufnimmt, etwas fortsetzt, was er für unwiderruflich abgeschlossen hält. Erinnerung steht innerhalb der herausragenden eigenen Themen an vorderster Stelle. Es ist zum einen der Angehörige eines Volkes, das einem Genozid unterlag, der sich da erinnert:

Wer auf Auschwitz baut, baut auf Asche, nicht auf Sand

Die Toten, die allein darin fortleben, sind immer gegenwärtig:

Erinnerung – Heimholung.

Zum andern ist es der Dichter, dessen Mittel allein die Sprache mit „der ihr innewohnenden Erinnerung“ ist.

„Brüderlichkeit“ (1994) und „Variationen über ein verlorenes Thema“ (1997) entwickeln ihr (deutsch-) jüdisches Thema von den Geschichten des Alten Testaments her und knüpfen an „Treffpunkt Scheideweg“ an. „Allerwegsdahin“ (2001) unternimmt mit dem an Wassermann anschließenden Untertitel „Mein Weg als Jude und Israeli ins Deutsche“ eine autobiographisch orientierte Komposition.

Mit seinem Werk hat Benyoëtz unter den zeitgenössischen Aphoristikern, von Canetti abgesehen, das meiste interpretatorische Interesse geweckt, das auch vielfach die hebräischen Wurzeln analysiert, die Stellung des Autors zwischen der deutschsprachigen Aphoristik und der hebräischen Spruchdichtung zu bestimmen sucht und ihn theologisch verortet. Wir geben heute nur wenige Proben. Wir haben ja das Glück, den Autor selbst in einer Woche hier lesen zu hören.

Der Aphorismus ist das Fass im Tropfen

Ein guter Aphorismus ist von erschöpfender, ein schlechter von ermüdender Kürze

Über das Wortspiel in das noch nicht Ausgesprochene

Nicht nur das Wort, auch der Sinn hat seinen Klang

Einerseits will er dezidiert „nicht Aphorismen“ schreiben, andererseits ist er gleichwohl derjenige Aphoristiker, der die Gattung unter diesem Begriff immer wieder aphoristisch reflektiert, innovativ und gehaltvoll. Er besteht gegenüber dem pointenorientierten Wortspielaphorismus und dem didaktisch-moralistischen Gattungstypus schlicht auf „Kunst“ und sucht die Aphoristik als „Geistesart“ zu erneuern. Das Buch Kohelet, der Prediger Salomo, ist ihm Vorbild, wohl das einzige, das er so unumschränkt gelten ließe. An diese hebräische Spruchdichtung sucht er mit seinen „Sprüchen“ und ihrer Autorität, ihrem „Machtanspruch“, anzuschließen.

*Wer sich für einen Weg entschieden hat, ist schon ein Stück von ihm. Er geht in sich
Das Ziel bringt den Weg zur Strecke
Noch ehe wir den Mund zum Sprechen öffnen, öffnet die Sprache uns die Augen
Alle Siege werden davongetragen
Jeder Spruch ist schon ein Machtanspruch*

Auf solche Weise verfolgt er damit das Konzept der Verbindung hebräischer Weisheitslehre und deutscher Aphoristik. Die gesamte Glaubenthematik ist zwar nicht ohne gattungshistorische Vorläufer, aber nicht nur ihre Dominanz ist singulär, auch die Tatsache, dass Benyoëtz dezidiert aus dem jüdischen Glauben heraus schreibt. Auf dem Fundament

Ist Gott mit mir, ist es auch das ganze Alphabet.

reicht das von unaufschließbaren Reflexionen, die an Pascal erinnern, bis in die lyrische Gebetsmeditation und im Einzelfall bis zur reinen betenden Anrufung. Die konkreten alttestamentarischen Aspekte des Glaubens, Paradies und Sündenfall, sind als seine zentralen Sujets herausgearbeitet worden; Abraham, Hiob, Jakob werden ihm zu Zeitgefährten. Seine Collagen sind auch in der Tradition der jüdischen Kommentarliteratur (Talmud) gesehen worden, von jüdischer Moralistik hat man gesprochen, der Zusammenhang von Fragment und Messianismus ist erläutert.

*Die Rede geht / im Schweigen / vor Anker
Was das Vergessen verspricht, hält die Erinnerung ein
Setzt man einen Punkt, kommt man nicht vom Fleck
Weitläufig sind nur Gedankengänge
Der eine erweckt Liebe, der andere nur die Sehnsucht nach ihr
Um sich selber zu verstehen, braucht man nur einen anderen zu lieben
Zur Liebe gehört alle Blöße, die man sich nur geben kann*

Am Schluss steht noch einmal die Frage, was Jüdischsein jeweils bedeutet. Es ist nicht verwunderlich, dass sich die unterschiedlichen Tendenzen der deutsch-jüdischen Schriftsteller, sich zu definieren, auch innerhalb der Gattungsgeschichte ausmachen lassen.

Bedeutet Judentum Glaubensgemeinschaft? Volkszugehörigkeit? Rassenzugehörigkeit?

Schicksalsgemeinschaft?

Vielfalt, Uneindeutigkeit, Wandel in der Einstellung zum Judentum: das lässt sich bei den Aphoristikern

selbst beobachten. Auch unter ihnen kann man Autoren, die sich als deutsche Staatsbürger jüdischer Konfession empfinden, von solchen unterscheiden, die sich als Angehörige einer jüdischen Nation verstehen. Diese Uneindeutigkeit bedeutet, dass ungewöhnlich viel autobiographisch-essayistische Auseinandersetzung mit dem Jüdischen zu beobachten ist, von Schnitzler, Rathenau und Wassermann bis Kraft und Fried. Assimilation ist das vorherrschende Muster, bewusste jüdische Religiosität die Ausnahme. Oftmals verstehen sich die Autoren gar nicht als Juden, sondern werden von außen zu Juden gemacht, mehr noch: Das Jüdischsein wird ihnen aufgezwungen.

Solidarität mit dem Judentum, Abgrenzung von der Religion, Zerrissenheit mit der Tendenz zur kosmopolitischen Auflösung: auf diese drei Elemente lässt sich das Verhältnis der deutsch-jüdischen Aphoristiker zu ihrer Herkunft vielleicht reduzieren. Scheitern zwischen Assimilation, Antisemitismus und nicht zu unterdrückender Verwurzelung, die tragische Zerrissenheit und das Leiden daran, das ist eine biographische Grundfigur zwei Jahrhunderte hindurch.

Wir nehmen Bezug auf das Thema dieser jüdischen Kulturtage und schließen mit zwei Aphorismen von Elazar Benyoëtz:

Erinnerung entsteht dem Gedächtnis und treibt in der Zukunft Blüten

Das Heute ist die Erinnerung von gestern und morgen.

Der vorliegende Text ist die ursprüngliche Fassung der Lesung der beiden Autoren im Rahmen der „Jüdischen Kulturtage im Rheinland“ am 25. Februar 2015 in der Stadtbücherei Hilden. Für die Veranstaltung mit dem Jazzpianisten Sebastian Gahler wurde sie zusammengestrichen. Grundlage ist eine Studie Friedemann Spickers „Die deutsch-jüdische Aphoristik vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis heute“, die im Deutschen Aphorismus-Archiv Hattingen entstanden ist (Ms., ungedruckt).

Elazar Benyoëtz hat seinen Text für den vorliegenden Druck überarbeitet und erweitert.

Literatur:

Handbuch österreichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft 18. bis 20. Jahrhundert. Von Susanne Blumesberger, Michael Doppelhofer, Gabriele Mauthe. München: Saur 2002.

Kilcher, Andreas B. (Hg.): Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. 2. aktualisierte und erweiterte Auflage: Stuttgart, Weimar: Metzler 2012.

Lexikon deutsch-jüdischer Autoren. München: Saur 1992.

Oppenheimer, John F. (u. a., Hg.): Lexikon des Judentums. Gütersloh: Bertelsmann 1967.

Schoeps, Julius (Hg.): Neues Lexikon des Judentums. Überarbeitete Auflage. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2000.

Gelber, Mark H., Hans Otto Horch, Sigurd Paul Scheichl (Hg.): Jüdische Autoren aus Österreich. Neue Studien. Tübingen: Niemeyer 1996.

Grab, Walter: Der deutsche Weg der Judenemanzipation 1789-1938. München, Zürich: Piper 1991.

Grimm, Gunter E., Hans-Peter Bayerdörfer (Hg.): Im Zeichen Hiobs. Jüdische Schriftsteller und deutsche Literatur im 20. Jahrhundert. Königstein: Athenäum 1985.

Landmann, Salcia: Der jüdische Witz. Soziologie und Sammlung. Olten, Freiburg i. Br.: Walter 1960.

Reich-Ranicki, Marcel: Über Ruhestörer. Juden in der deutschen Literatur. Frankfurt u.a.: Ullstein 1977.

Schütz, Hans J.: Juden in der deutschen Literatur. Eine deutsch-jüdische Literaturgeschichte im Überblick. München, Zürich: Piper 1992.

Schultz, Hans Jürgen (Hg.): Mein Judentum. Stuttgart, Berlin: Kreuz 1978.

Schwarz, Egon: Wien und die Juden. Essays zum Fin de Siècle. München: Beck 2014.

Stüben, Jens, Winfried Woesler (Hg.): “Wir tragen den Zettelkasten mit den Steckbriefen unserer Freunde.” Acta-Band zum Symposium “Beiträge jüdischer Autoren zur deutschen Literatur seit 1945”. Darmstadt: Häusser 1993.

Zeitlin, Egon (Hg.): Jüdische Aphorismen aus zwei Jahrtausenden. Frankfurt: Ner Tamid 1963.

Die Autoren; die Künstlerin

Elazar Benyoëtz

1937 in Wiener Neustadt geboren. Bald darauf mit den Eltern nach Israel emigriert. Hebräischer Lyriker und deutscher Aphoristiker. Gründet 1964 die „Bibliographia Judaica“ in Berlin, wo er bis 1968 lebte; seitdem in Jerusalem. Veröffentlichung von mehr als 40 Aphorismus-Bänden in deutscher Sprache ab 1969; der wohl bedeutendste lebende deutschsprachige Aphoristiker.

Zuletzt von ihm erschienen (Auswahl):

Die Rede geht im Schweigen vor Anker. Aphorismen und Briefe. Hg. von Friedemann Spicker. Bochum 2007; Vielzeitig. Briefe 1958 - 2007. Bochum 2009; Scheinhellig. Variationen über ein verlorenes Thema. Wien 2009; Fraglicht. Aphorismen 1997-2007. Wien 2010; Olivenbäume, die Eier legen. Wien 2012; Sandkronen. Eine Lesung. Wien 2012; Zeit ist Aufgabe. Worte Sahaduthas. Mit einem Nachwort des Autors. Hg. von Hans-Horst Skupy. Fernwald 2014; Das Feuer ist nicht das ganze Licht. Lesungen. Mit 9 Miniaturen von Metavel und einer Doppel-CD. Schaan 2015. Am Anfang steht das Ziel und legt die Wege frei. Eine Lesung. Buch und CD. Berlin: Hentrich & Hentrich 2015.

Sekundärliteratur (Auswahl):

Michael Bongardt (Hg.): Humor – Leichtsinn der Schwermut. Zugänge zum Werk von Elazar Benyoëtz. Bochum 2010; René Dausner: Schreiben wie ein Toter. Poetologisch-theologische Analysen zum deutschsprachigen Werk des israelisch-jüdischen Dichters Elazar Benyoëtz. Paderborn 2007; Bernhard Fetz, Michael Hansel, Gerhard Langer (Hg.): Elazar Benyoëtz. Korrespondenzen. Wien 2014; Christoph Grubitz: Der israelische Aphoristiker Elazar Benyoëtz. Tübingen 1994; Friedemann Spicker: Elazar Benyoëtz. In: Kritisches Lexikon der Gegenwartsliteratur. München: 85. Nachlieferung März 2007. S. 1-10, A-F.

Metavel

Künstlername von Renée Koppel, einer international bekannten israelischen Miniaturistin und Kalligraphin, die in ihrem bibliophilen Werk auf Judaica spezialisiert ist. Sie lebt seit 1960 in Tel Aviv und widmet sich vorwiegend biblischen Themen (Das Hohelied, 1986; Klagelieder, 2009) und Grundtexten der Kabbala (Buch der Schöpfung, 2011), bearbeitet aber auch die „Haggada schel Pessach“ in zwei verschiedenen Editionen (1986 im Schocken-Verlag, 1999 bei Even Hoshen). Ihre Werke wurden bis heute mehrfach ausgestellt, u.a. im Israel-Museum, Jerusalem; in der Bibliothèque Nationale, Paris; im Rosgartenmuseum, Konstanz; im Domkloster, Frankfurt a.M. 1996 wanderte eine Ausstellung ihrer Miniaturen durch alle Städte Österreichs.

Ihre Ausstellung „Das Hohelied der Schöpfung“ fand 2012 in der Synagoge Bochum statt.

Friedemann Spicker

Geb. 1946 in Neuss. Dr. phil., freier wissenschaftlicher Schriftsteller. Lebt nach vielen Jahren Auslandstätigkeit in Königswinter und Köln. Mitorganisator der Aphoristikertreffen und Leiter des Deutschen Aphorismus-Archivs in Hattingen. Herausgeber der Reihe dapha-drucke. Mitherausgeber des Lichtenberg-Jahrbuches.

Publikationen u. a.: Der deutsche Aphorismus im 20. Jahrhundert. Spiel, Bild, Erkenntnis, 2004; Die Welt ist voller Sprüche. Große Aphoristiker im Porträt, 2010; Minimaloffensiv. Aufzeichnungen 1986-2011, 2013. (Gemeinsam mit Jürgen Wilbert): Der Aphorismus in Westfalen. Bochum 2013. Herausgeber u. a.: Aphorismen der Weltliteratur, 2. Auflage, Stuttgart 2009; Deutsche Aphorismen, Stuttgart 2012; (Gemeinsam mit Angelika Spicker-Wendt): Der Geist ist nicht männlich – nur sein Artikel. Aphorismen von Frauen. Bochum 2015.

Jürgen Wilbert

Geb. 1945 in Düsseldorf, Dr. phil., Aphoristiker und Andragoge. Initiator der Internationalen Aphoristikertreffen in Hattingen/Ruhr (seit 2004 zweijährlich), seit 2008 Vorsitzender des Fördervereins Deutsches Aphorismus-Archiv (DAphA) Hattingen (www.dapha.de), Mitherausgeber der Tagungsbände zu den Aphoristikertreffen (seit 2005) und der Anthologien zu den Aphorismenwettbewerben.

Publikationen zuletzt:

Hirnbissiges, 2006; Knapp denkbar – Denkanzettlungen, 2010; Vorletzte Schlüsse – Kurzes von Belang, 2012; (Gemeinsam mit Friedemann Spicker): Der Aphorismus in Westfalen. Bochum 2013; Aus der Redensart geschlagen, 2014.

Namenregister

Abraham 96
Adorno, Theodor W. 87
Aichinger, Ilse 86
Auerbach, Berthold 79-80
Auernheimer, Raoul 87

Baer-Oberdorf, Salomon 86
Bartels, Adolf 85
Bauer, Felice 84
Behr, Isachar Falkensohn 75
Benjamin, Walter 33, 86
Benyoëtz, Elazar 74, 93-96, 97
Bergengruen, Werner 23
Börne, Ludwig 74, 75, 76-78, 91
Borchardt, Rudolf 33, 74
Brandt, Willy 54
Brod, Max 84
Buber, Martin 33, 80, 84, 86

Canetti, Elias 46, 52, 54, 74, 86, 88-91, 94, 95
Celan, Paul 86
Chamisso, Adelbert von 46
Chargaff, Erwin 91-92
Cohen, Hermann 33, 34
Cossmann, Paul Nikolaus 86
Crick, Francis 91

Dedecius, Karl 54
Diamant, Dora 84
Dohm, Christian Wilhelm 75
Dreyfus, Alfred 80, 81
Droste-Hülshoff, Annette von 33
Dühning, Eugen 80

Fiedler, Konrad 18, 26
Fouqué, Friedrich de la Motte 76
Freud, Sigmund 33
Fricke, Harald 52
Fried, Erich 86, 89, 97
Friedell, Egon 74, 86
Friedländer, Max Jacob 86
Fries, Jakob Friedrich 75

Goethe, Johann Wolfgang von 75
Goldstein, Moritz 73, 74, 78
Grünwald, Alfred 86

Haydon, Robert 48
Hebbel, Friedrich 61
Heine, Heinrich 73, 74, 75, 76, 78-79
Hermann, Georg 86
Herz, Henriette 77
Herz, Marcus 77
Herzl, Theodor 80, 81
Hiob 42, 96
Hitler, Adolf 81, 89

Jakob 96
Jean Paul 61, 75
Jesus 69
Joseph II. 83
Judas 69

Kafka, Franz 33, 73, 74, 84-85, 86
Kalischer, Elias 19
Kaszyński, Stefan 54
Keats, John 48
Kesten, Hermann 73
Kilcher, Andreas B. 73
Kohélet 42, 61, 95
Kolmar, Gertrud 33
Kraft, Werner 86, 87, 94, 97

Kraus, Karl 52, 74, 78, 81, 82-83, 84, 85, 86, 89, 90, 91, 92
Kuh, Anton 82, 87
Kunert, Günter 86

Lasker-Schüler, Else 33
Laub, Gabriel 74, 92-93, 94
Lec, Stanislaw Jerzy 54, 74, 92, 94
Lessing, Theodor 35, 41, 82
Lichtenberg, Georg Christoph 25, 33, 52, 62, 75, 76, 90
Lissauer, Ernst 74
Loewenberg, Jakob 34
Lueger, Karl 81

Marcuse, Ludwig 77
Mauthner, Fritz 51
Marées, Hans von 18, 26
Mendelssohn, Moses 33, 34, 75, 79
Mongré, Paul (d. i. Felix Hausdorff) 13, 40, 60

Nadel, Arno 86
Nietzsche, Friedrich 16, 40, 41, 90
Novalis 75

Pascal 96
Paulus 69
Platen, August Graf von 21, 46
Pol, Heinz 87
Polgar, Alfred 52, 87
Pollak, Felix 86, 87

Raabe, Wilhelm 43-44
Rathenau, Walther 74, 85, 97
Rée, Paul 46
Rosenzweig, Franz 33, 34
Rübner, Tuvia 86

Salomo 42, 52, 95
Saphir, Moritz Gottlieb 74, 77, 79

Simrock, Karl 36
Susman, Margarete 33
Schlegel, Friedrich 75
Schlotterer, Christoph 54
Schnitzler, Arthur 73, 81-82, 97
Stefan, Hans Jürg 68
Steiner, Franz Baermann 74, 86, 87-88, 89
Storm, Theodor 33
Strauß, Ludwig 74, 86, 94

Talander (August Bohse) 52
Treitschke, Heinrich von 80
Trost, Lazarus 10
Tucholsky, Kurt 73, 86, 88

Varnhagen, Karl August von 76
Varnhagen von Ense, Rahel 73, 75-76

Wassermann, Jakob 95, 97
Watson, James 91
Weininger, Otto 89
Werfel, Franz 74, 87
Wieland, Christoph Martin 52

Zeitlin, Egon 73